

Neubrandenburger Wege in Ausbildung und Beruf Jugendliche berichten: Acht Fallstudien



Regionales Übergangsmanagement Stadt Neubrandenburg

Impressum

Herausgeber:
Stadt Neubrandenburg
Der Oberbürgermeister
Friedrich-Engels-Ring 53
17033 Neubrandenburg

Verantwortlich für den Inhalt:

Projektteam Regionales Übergangsmanagement
Stadt Neubrandenburg
Tel.: 0395 555-2416/2657 • Fax: 0395 555-2762
christine.lorenz@neubrandenburg.de
anja.russ@neubrandenburg.de
www.neubrandenburg.de/ruem

Autorinnen und Autoren:

Prof. Dr. Thomas Gericke
Sebastian Fischer
Andrea Thode

Fotos:

Titelblatt und Avatar-Silhouetten für Steckbriefe:	jameschipper@fotolia.com
S. 9: 3format@photocase.com	S. 21: Gemmi@photocase.com
S. 12: schorsch@photocase.com	S. 24: zettberlin@photocase.com
S. 15: DancehallCaballero@photocase.com	S. 27: willma...@photocase.com
S. 18: kallejipp@photocase.com	S. 30: Prof. Dr. Thomas Gericke

Endredaktion: Andrea Thode

Layout/Druck: PAPIER- & DRUCK-CENTER GmbH & Co. KG Henryk Walther

August 2013

Der Europäische Sozialfonds (ESF) ist das zentrale arbeitsmarktpolitische Förderinstrument der Europäischen Union. Er leistet einen Beitrag zur Entwicklung der Beschäftigung durch Förderung der Beschäftigungsfähigkeit, des Unternehmergeistes, der Anpassungsfähigkeit sowie der Chancengleichheit und der Investition in die Humanressourcen.



Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung und Situationsanalyse	4
1.1	Regionales Übergangsmanagement in Neubrandenburg: Bisherige Aktivitäten	4
1.2	Situation am Übergang Schule – Beruf in Neubrandenburg	5
1.3	Fallstudien: Wie gut funktioniert das Übergangssystem in Neubrandenburg?	6
1.3.1	Inhaltliche und methodische Anlage der Fallstudien	6
2.	Fallstudien: Jugendliche berichten über ihre Bildungswege	8
	Gelingende Berufswege	8
2.A	Wirksame Hilfen	8
2.A.1	Kira lernt Elektronikerin bei der Bundeswehr	8
2.A.2	Ingo geht gut beraten ins Informatikstudium	11
2.B	Gemischter oder geringer Einfluss des Übergangssystems	14
2.B.1	Amelies Interessen: Kulturen und Sprachen	14
2.B.2	Patrick findet Orientierung im Vorbild seines Vaters	17
	Nicht oder noch nicht gelingende Berufswege	20
2.C	Gemischter oder geringer Einfluss des Übergangssystems	20
2.C.1	Sabrina zwischen Wunsch und Wirklichkeit	20
2.C.2	Lennart will hart arbeiten	23
2.D	Leistungen mit nachteiliger Wirkung	26
2.D.1	Lindas Berufsziel: erst den Schulabschluss, dann Tierpflegerin	26
2.D.2	Stolpersteine auf Mertens Berufsweg	29
3.	Gewonnene Erkenntnisse für das Übergangssystem in Neubrandenburg	32

Abkürzungsverzeichnis

35

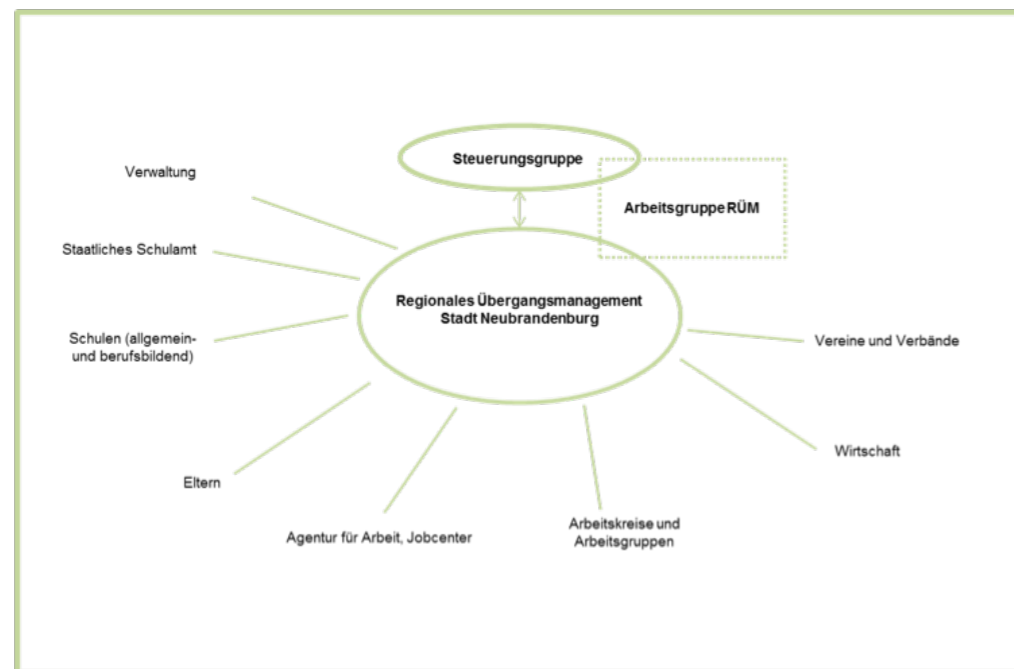


1. Einleitung und Situationsanalyse

1.1 Regionales Übergangsmanagement in Neubrandenburg: Bisherige Aktivitäten

Seit Ende 2010 ist das Regionale Übergangsmanagement, kurz RÜM, in der Stadt Neubrandenburg aktiv. Es ist Bestandteil der bundesweiten Förderinitiative „Regionales Übergangsmanagement“ im Programm „Perspektive Berufsabschluss“, die aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union bis August 2013 gefördert werden.

Ziel ist in Neubrandenburg die Verbesserung der Bildungs-, Ausbildungs- und Erwerbschancen der Jugendlichen vor Ort. In der Koordinierungsstelle arbeiten Simone Blank, zuständig für Administration und Finanzen, und Anja Ruß als Projektmitarbeiterin. Die Projektleitung liegt bei Christine Lorenz, Bildungs Koordinatorin der Stadt. Die Partnerinstitutionen aus dem Übergangssystem von RÜM Neubrandenburg sind in der Abbildung aufgeführt.



Als Strukturprogramm hat RÜM die Aufgabe, das Übergangssystem zu optimieren. Hierfür hat RÜM Neubrandenburg in den vergangenen Jahren verschiedene Basisdatenerhebungen durchgeführt, die in früheren Ausgaben des RÜM-Reports¹ und der RÜM-Befragungen beleuchtet wurden:

- Bestandsaufnahme zu Aktivitäten und Akteuren im Übergang Schule–Beruf
- Schulabgängerhebung „Was machst du in sechs Wochen?“
- Schülerinnen- und Schülerbefragung über Vorstellungen und Wünsche zu Schule, Ausbildung und Studium, Berufswünschen und Berufsorientierung
- Elternbefragung zur Berufsorientierung von Jugendlichen – Wünsche und Bedarfe an Informations- und Beratungsangeboten für Eltern

¹ Regionales Übergangsmanagement Stadt Neubrandenburg, RÜM-Report 2011 und RÜM-Report 2012.

Diese Aktivitäten zielten darauf, mehr über die Orientierungsprozesse von Jugendlichen in den schulischen, regionalen und überregionalen Angeboten der Berufsorientierung zu erfahren. Die Ergebnisse haben unter anderem gezeigt, dass Schülerinnen und Schüler, Eltern und Lehrkräfte sowie die anderen Akteure und Akteurinnen der Berufsorientierung den Berufswahlprozess und das Berufswahlgeschehen als gemeinsame Aufgabe angehen müssen.

Der vorliegende Report „*Neubrandenburger Wege in Ausbildung und Beruf – Jugendliche berichten*“ ist ein weiterer Baustein dieser Arbeit. Ergänzend zu den bisherigen Erhebungen werden hier die Ergebnisse aus Fallstudien zusammengetragen, die detailliert die individuellen Wege von acht Jugendlichen nachzeichnen.

1.2 Situation am Übergang Schule – Beruf in Neubrandenburg

In der Stadt Neubrandenburg sind alle Betreuungs- und allgemeinbildenden Schulformen vorhanden sowie die Hochschule Neubrandenburg mit vier Fachbereichen. Dabei gibt es in der Stadt einerseits eine Tendenz zu höheren Bildungsabschlüssen der allgemeinen Schulbildung als in westlichen Bundesländern. Andererseits hat der aktuelle Bildungsbericht gerade wiederholt festgestellt, dass Mecklenburg-Vorpommern das Bundesland mit dem höchsten Anteil an Schulabgängerinnen und -abgängern ohne Berufsreife ist²: „Im Osten ist sowohl der Anteil der Auszubildenden mit Mittlerem Abschluss als auch mit Hochschulreife um einige Prozentpunkte höher als im Westen, während der Anteil der Absolventen mit Hauptschulabschluss deutlich (etwa 8 Prozentpunkte) niedriger, der ohne Hauptschulabschluss höher (4,9 zu 2,7%) liegt als im Westen.“³ Gleichzeitig weist Mecklenburg-Vorpommern nach wie vor unter den Flächenländern die höchste Arbeitslosenquote auf⁴, wovon auch Neubrandenburg nicht verschont bleibt.

Zwar entspannt der demografisch bedingte Rückgang der Schulabgängerinnen und -abgänger zahlenmäßig die Lage am Ausbildungsmarkt. Doch auch in den genannten Erhebungen im Rahmen von RÜM wurde festgestellt, dass insbesondere die höher qualifizierten Jugendlichen die Stadt nach der allgemeinbildenden Schule verlassen. Davon profitieren jedoch – zumindest noch – nicht die Jugendlichen, die mit niedrigeren Abschlüssen von der Schule abgehen: „Die Hoffnung, dass sich durch den demografisch bedingten Rückgang in der Nachfrage nach Ausbildungsplätzen die starken Differenzen im Zugang zu einer vollqualifizierenden Ausbildung verringern und die Übergangssituation der Jugendlichen mit maximal Hauptschulabschluss verbessern würden, hat sich bisher nicht erfüllt.“⁵ Für die Unternehmen auf der anderen Seite bedeutet dies, dass sie weiterhin Probleme haben, die ihrer Ansicht nach richtigen Bewerberinnen und Bewerber für ihre offenen Ausbildungsstellen zu finden.

In diesem Spannungsfeld ist es die Aufgabe des Übergangssystems – also des Gefüges aus allgemein- und berufsbildenden Schulen, Bildungseinrichtungen, der Bundesagentur für Arbeit, den Kammern sowie weiteren Einrichtungen und Akteuren der Jugendberufshilfe – jene Jugendlichen zu identifizieren, die Unterstützung auf dem Weg in den Beruf benötigen, ihnen die passenden Angebote zu vermitteln und sie damit möglichst passgenau auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Unternehmen vor Ort vorzubereiten.

² Autorengruppe Bildungsberichterstattung. Bildung in Deutschland 2012, S. 275.

³ ebd., S. 110.

⁴ ebd., S. 221.

⁵ ebd., S. 103.



1.3 Fallstudien: Wie gut funktioniert das Übergangssystem in Neubrandenburg?

Wurde in den genannten bisherigen Datenerhebungen das Übergangssystem danach analysiert, welche Angebote es in der Region gibt und welche die Jugendlichen wahrnehmen, werfen die vorliegenden Fallstudien einen qualitativen Blick auf die Angebote im Übergangssystem: Wie gut funktionieren die Angebote? Erreichen sie ihre Zielgruppen und Zielsetzungen? Was läuft gut, was ist verbesserungswürdig? Welche weiteren Einflussfaktoren haben eine begünstigende, welche eine nachteilige Wirkung?

Hierfür wurden aufbauend auf den Erkenntnissen aus den vorhergehenden Erhebungen und Befragungen Interviews mit acht Jugendlichen geführt, die das sehr heterogene Spektrum in Neubrandenburg am Übergang von der Schule in Ausbildung abbilden. Jugendliche, die sehr souverän und zielstrebig ihren beruflichen Weg verfolgen, stehen neben Jugendlichen, die auf Unterstützung und Hilfe angewiesen sind und bei denen der Berufsweg noch offen, möglicherweise nicht gelungen oder die Wirkung einzelner Maßnahmen noch nicht abschätzbar ist.

Ausgewählt wurden die Jugendlichen durch das Projekt RÜM zusammen mit den Kooperationspartnern im Übergangssystem; die Teilnahme erfolgte selbstverständlich freiwillig. Aus methodischer Sicht ist daher anzumerken, dass die Fallstudien eine tendenziell positive Auswahl darstellen, da Jugendliche, die ihre Berufsbiografie als sehr problematisch und belastet wahrnehmen, eher nicht für eine Teilnahme zu gewinnen sind. Die Namen der Jugendlichen wurden abgeändert, andere Angaben, die zu ihrer Identifizierung beitragen könnten, anonymisiert.

1.3.1 Inhaltliche und methodische Anlage der Fallstudien

Den einzelnen Fallstudien werden in einem Steckbrief die biografischen Daten Name/Pseudonym, Alter, Schulabschluss, Wohn- und Familiensituation sowie Berufsziel vorangestellt. Es folgt eine Skizze der allgemeinen Lebenssituation. Danach wird der bisherige schulische und berufliche Weg aufgezeichnet, wie er von dem jeweiligen Probanden oder der jeweiligen Probandin erlebt und beschrieben wurde. Ein wichtiges Augenmerk liegt dabei auf der Rolle und dem Einfluss verschiedener Personen, Personengruppen und Institutionen im Berufsorientierungsprozess, also:

- Eltern, Familie
- Peergroup
- einzelne Lehrkräfte
- Schule, schulische Angebote der Berufsorientierung
- Betriebspraktika
- Agentur für Arbeit
- Bildungsträger/-einrichtungen
- Kammern
- Veranstaltungen, wie z.B. Messen

Im Mittelpunkt stehen also die individuellen, subjektiven Erfahrungen der Jugendlichen in ihrem Bildungs- und Berufsorientierungsprozess bis hin zur Ausbildung oder zum Studium sowie ihre eigene Sicht und Einschätzung der Hilfen und Unterstützung, die ihre Umwelt und das Übergangssystem für sie leisteten.

In den Fällen, in denen rekonstruierbar war, wer ihnen Unterstützung geboten hatte und es möglich war, diese Personen zu kontaktieren, wurden die Selbstbeschreibungen durch die Außenperspektiven von diesen anderen Akteurinnen und Akteuren (Sozialpädagoginnen und -pädagogen, Berufseinstiegsbegleiterinnen und -begleiter, Lehrkräfte etc.) ergänzt, die zur Berufsorientierung und Berufsfindung der jungen Erwachsenen zentral beigetragen haben. So können die Innenperspektive (junge Erwachsene) und Außenperspektive (andere Akteure/Akteurinnen) zu einer differenzierteren Perspektive zusammengeführt werden.

Schließlich erfolgt ein Ausblick auf die angestrebten beruflichen Ziele und Möglichkeiten und, sofern möglich, eine Bewertung der vorangegangenen Hilfen.

Die einzelnen Fallstudien sind grundsätzlich danach eingeteilt, ob sich bereits ein gelingender Ausbildungsweg abzeichnet oder noch nicht. Zusätzlich wurden die folgenden Kategorien gebildet:

Gelingende Berufswege

- **A:** Das Übergangssystem leistete wirksame Hilfen (Kira, Ingo).
- **B:** Das Übergangssystem wurde sowohl mit positiven als auch negativen Wirkungen erlebt oder hatte keinen erkennbaren, nachhaltigen Einfluss (Amelie, Patrick).

Noch offene/nicht gelingende Berufswege

- **C:** Das Übergangssystem wurde sowohl mit positiven als auch negativen Wirkungen erlebt oder hatte keinen erkennbaren, nachhaltigen Einfluss (Sabrina, Lennart).
- **D:** Das Übergangssystem hat den Berufsweg der Jugendlichen nachteilig beeinflusst (Linda, Merten).

Die Kategorisierung dient der weiteren Analyse, welche Art von Angeboten wann und unter welchen zusätzlichen Einflussfaktoren eine hilfreiche Wirkung entfalten konnten. Dabei sind die Zuordnungen nicht trennscharf und können nicht absolut gesetzt werden. Möglicherweise ist zum Beispiel der positive Einfluss des Übergangssystems bei Patrick größer als bei Ingo, oder unterlassene Hilfen bei Lennart wiegen schwerer als Fehlentscheidungen bei Linda. Schon aufgrund der Subjektivität der einzelnen Fallstudien bleiben die Zuordnungen tendenziell und lassen keinerlei Rückschlüsse auf die Qualität der Arbeit einzelner Personen oder Institutionen zu, was auch nicht beabsichtigt ist. Erfasst ist jeweils nur ein Ausschnitt des Berufsorientierungssystems, in einem Prozess, der zudem nicht abgeschlossen ist: alle interviewten Jugendlichen befinden sich noch in einer Ausbildung/einem Studium oder sind auf dem Weg dorthin.

Die Berichte der Jugendlichen liefern jedoch durchaus Hinweise darauf, an welchen Stellen im Übergangssystem nachgesteuert werden muss, um zukünftig im Sinne der Region, der Wirtschaft und vor allem im Sinne der Jugendlichen bessere und wirksamere Hilfen zu leisten.



2. Fallstudien: Jugendliche berichten über ihre Bildungswege

Gelingende Berufswege

2.A Wirksame Hilfen

2.A.1 Kira lernt Elektronikerin bei der Bundeswehr



Kira, 17 Jahre alt

- Mittlere Reife in 2011
- Ausbildung zur Elektronikerin für Geräte und Systeme
- aufgewachsen und lebt in Neubrandenburg
- lebt bei ihren Eltern
- möchte nach Ausbildung bei der Bundeswehr bleiben

Kira hat unmittelbar im Anschluss an ihren Realschulabschluss eine Ausbildungsstelle bei der Bundeswehr in ihrem Wunschberuf zur Elektronikerin für Geräte und Systeme begonnen und ist zum Interviewzeitpunkt im ersten Ausbildungsjahr. Mit ihrer Berufswahl folgt sie ihren persönlichen Interessen: „Ich bastle gerne an meinem PC. Mit meinem Freund haben wir letztens mal die PlayStation auseinandergenommen.“ Kira lebt bei ihren Eltern, die beide berufstätig sind. Die Mutter, die selbst die Mittlere Reife hat, arbeitet als Verkäuferin und der Vater, der die Hauptschule absolviert hat, als Bauarbeiter. Zu ihrer älteren Halbschwester und ihren beiden älteren Halbbrüdern hat sie keinen Kontakt.

„Ich wollte zeigen, dass man als Mädchen auch einen Männerberuf machen kann“

Zwei Umstände prägen Kiras Berufsorientierungsprozess ganz wesentlich: Zum einen wandelten sich ihre Interessen im Verlauf der Pubertät grundlegend, und zwar weg vom sozialen Bereich, hin zum handwerklich-technischen Bereich. Und zum anderen hatte sie das Glück, dass sie dank einer Kooperation ihrer Schule im Fach Arbeit-Wirtschaft-Technik (AWT) mit der Ausbildungsgemeinschaft Industrie, Handel und Handwerk e.V. Neubrandenburg (ABG) an der Berufsfrühorientierung der ABG teilnehmen konnte. Bereits ab der achten bis zur zehnten Jahrgangsstufe besuchte sie mit ihrer Klasse Projekte der ABG, die eine frühzeitige, individuelle und nachhaltige Berufsorientierung bieten. Neben Unterstützung bei der Berufswahl durch grundlegende Information über die Berufs- und Arbeitswelt wurden Interviews und Potenzialanalysen durchgeführt sowie Gruppenarbeiten zu Teamfähigkeit und eigenständigem Arbeiten angeleitet. Nachdem sich die Schülerinnen und Schüler für einen möglichen Beruf oder Berufszweig entschieden hatten, wurden Praktikumsplätze in den entsprechenden Betrieben, Einrichtungen etc. organisiert. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der ABG besuchten die Schülerinnen und Schüler während der Praktika. Diese Unterstützung und Begleitung durch die ABG hat Kira als sehr positiv empfunden: „Ich fand das sehr gut.“ Ebenso hat sie die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des ABG als freundlich und hilfsbereit sowie als offen und interessiert für ihre persönlichen Vorstellungen wahrgenommen. So konnte Kira ihre unterschiedlichen Wunschberufe in Betriebspraktika, die vorbereitet, begleitet und gründlich ausgewertet wurden, erproben. In der achten Klasse leistete Kira entsprechend ihrem ursprünglichen Berufswunsch jeweils für vier Tage ein Praktikum im Kindergarten und in



einem Pflegeheim. Zwar nahm sie das Praktikum im Kindergarten insgesamt als positiv wahr. Aber sie stellte auch fest, dass ihr der soziale Bereich doch nicht zusagte: „Das war mir so im Nachhinein gar nichts.“

Stattdessen begann sie sich für den handwerklichen Bereich zu interessieren, was sich über ihre Hobbys zeigte. In ihrer Freizeit begann sie, sowohl mit Computerhardware als auch mit Software zu experimentieren: „Da haben wir einfach mal irgendwie was ausprobiert. Es macht Spaß. Wenn man gelegentlich nichts zu tun hat, kann man neue Programme draufladen oder was auseinandernehmen und sich damit beschäftigen.“ Darüber war sie bald auch mit Lötpumpe und -kolben vertraut. Hinzu kam: „Ich wollte zeigen, dass man als Mädchen auch einen Männerberuf machen kann. Und ich hab ja Interesse daran, auch was Handwerkliches zu machen und dann hab ich mir gesagt: ich mach das.“

Im neunten Schuljahr lief die Kooperation weiter: „Praktikumsmäßig habe ich mit meiner AWT-Lehrerin zusammengearbeitet und die AWT-Lehrerin hat sich mit der ABG in Verbindung gesetzt. Das ging dann so ganz vernetzt.“ Der Berufswunsch Elektronikerin kristallisierte sich heraus und gemeinsam erarbeiteten die ABG und ihre Lehrerin den Vorschlag, dass Kira sich auf der Ausbildungsmesse in Neubrandenburg an den Messestand der Bundeswehr wenden und sich dort um einen Praktikumsplatz bemühen sollte. In der neunten und zehnten Klasse hat sie dann auch beide Praktika bei der Bundeswehr im Bereich der Elektronikerin absolviert. Im Anschluss an das zweite Praktikum hat Kira sich unmittelbar eigeninitiativ auf ihre heutige Ausbildungsstelle als Elektronikerin für Geräte und Systeme bei der Bundeswehr beworben.

Kira sieht den Einfluss ihrer Eltern auf ihre Berufsfindung maßgeblich darin, dass sie ihr die Freiheit ließen, entsprechend ihrer eigenen Interessen einen Beruf auszuwählen. Grundsätzlich haben Arbeit und Beruf bei Kiras Eltern „schon einen ziemlich hohen Stellenwert“. Die Einstellungen ihrer Eltern nimmt Kira sich als Vorbild, nicht aber deren berufliche Tätigkeiten. Kiras Berufswahl war in der Familie immer wieder Gesprächsthema. Kira hat ihnen regelmäßig über ihre Praktika erzählt und ihre Eltern haben ihr dazu geraten, ihre Entscheidungen gut abzuwägen, jedoch nicht versucht, ihre Berufswahl als solche zu beeinflussen. Nachdem sie ihr zweites Praktikum bei der Bundeswehr absolviert, erneut positive Erfahrungen gesammelt und dies ihren Eltern berichtet hatte, waren sie, wie ihre Tochter, von der richtigen Wahl des Ausbildungsberufs überzeugt: „Dann hab ich gesagt, das ist es, und dann haben sie gesagt, das ist ok.“ Die eigenen Vorstellungen, Wünsche



und Interessen verwirklichen zu können und dürfen, hat für Kira einen zentralen Stellenwert. Rückblickend hält sie eben diese wertschätzende Haltung als wirksamste Unterstützungsleistung, noch vor der AWT-Lehrerin, der ABG, der Praktika und der Jobmessen. Auch ihr sonstiges soziales Umfeld und ihre Freunde haben sie motiviert, indem sie Kira bestärkten, dass die Ausbildung als Elektronikerin für sie passend ist.

Weitere Hilfen, wie die der Agentur für Arbeit, das BIZ oder das Berufsorientierungsbüro der Schule hat Kira nicht genutzt: „Da bin ich auch nicht hingegangen, ich wollte das alles alleine schaffen, gar nicht solche Hilfe in Anspruch nehmen.“ Auch hier zeigt sich Kiras eigene, intrinsische Motivation, die einen der großen Einflussfaktoren für das gute Gelingen des Übergangs Schule–Beruf darstellt.

AWT-Lehrerin und ABG: „Besser kann es eigentlich nicht gehen“

Die Akteure und Akteurinnen des Übergangssystems sehen es so, dass ihre Leistungen bei Kira auf besonders fruchtbaren Boden fielen. „Bei Kira ist das optimal. Sie arbeitet in einem guten Unternehmen, hat gute Einstellungen, wenn man sich mit ihr unterhält, und sie will in der Region bleiben.“ Als einen Grund für diesen Erfolg benennt die ABG-Mitarbeiterin die gelungene Kooperation aus ABG, Schule und Lehrkraft, Schülerinnen und Schüler sowie Unternehmen. Kira selbst sieht vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen die Zusammenarbeit zwischen den Bereichen Bildung und Wirtschaft als sinnvoll an. Mehr Jobmessen, mehr Betriebsbesuche und mehr Augenmerk auf Berufsorientierung durch die Schulen, „die Bildung in den Vordergrund stellen und die Zukunft – halt so beruflich“ – so lauten Kiras Verbesserungsvorschläge für das Übergangssystem.

Kira erlebt die Anforderungen in ihrem Ausbildungsberuf als sehr anspruchsvoll, was die ABG-Mitarbeiterin bestätigt: „Kira hat zu tun. Die muss wirklich ran.“ Die AWT-Lehrerin meint dazu: „Ich schätze sie so ein, dass sie sich durchbeißt. Das war auch in der Schule so, und das hat sie auch geschafft.“ Kira erlernt ihren Wunschberuf in ihrer Heimatstadt, was ihr wichtig ist, und sie hat gute Aussichten, nach der Ausbildung im Betrieb übernommen zu werden: Arbeitsplatzsicherheit war für sie ein weiterer entscheidender Faktor bei der Berufswahl. Sie blickt sehr positiv in ihre persönliche und berufliche Zukunft.

Möglicherweise hätte Kira ihren Weg auch ohne Unterstützung durch das Übergangssystem gefunden, vor dem Hintergrund ihres geschlechtsuntypischen Berufswunsches ist es jedoch wahrscheinlicher, dass diese Hilfen sie darin bestärkt haben, ihren Weg gezielt zu verfolgen.



- Kira hat einen klaren Berufswunsch, der auf persönlichen Interessen basiert.
- Familie und Freunde bestärken sie im Berufswunsch, der nicht den gängigen Stereotypen für Mädchen und Frauen entspricht.
- Vernetzte Hilfen von Schule/Lehrkraft und Bildungsträger erfolgen zur richtigen Zeit in der richtigen Art.
- Der Berufswunsch ist in der Region umsetzbar.



- Möglicherweise hätte Kira ihren Weg auch ohne Unterstützungsleistungen gefunden (aber nicht notwendigerweise so gezielt).

2.A.2 Ingo geht gut beraten ins Informatikstudium



Ingo, 19 Jahre alt

- Allgemeine Hochschulreife
- Informatikstudium in Berlin
- geboren und aufgewachsen in Neubrandenburg
- lebt in Berlin mit seiner Freundin zusammen
- Berufsziel: IT-Bereich

Nach dem Besuch des Gymnasiums mit dem Abschluss der Allgemeinen Hochschulreife hat Ingo ein Informatikstudium in Berlin aufgenommen und ist zum Interviewzeitpunkt im zweiten Semester. In Berlin lebt er mit seiner 20-jährigen Freundin zusammen. Weitere seiner Freunde aus Neubrandenburg studieren ebenfalls in Berlin. Den wesentlichen Anstoß für Ingos Studienwahl gaben ein Beratungsgespräch im Berufsinformationszentrum (BIZ) der Bundesagentur für Arbeit (AfA) sowie sein persönliches Interesse an Technik und Computer.

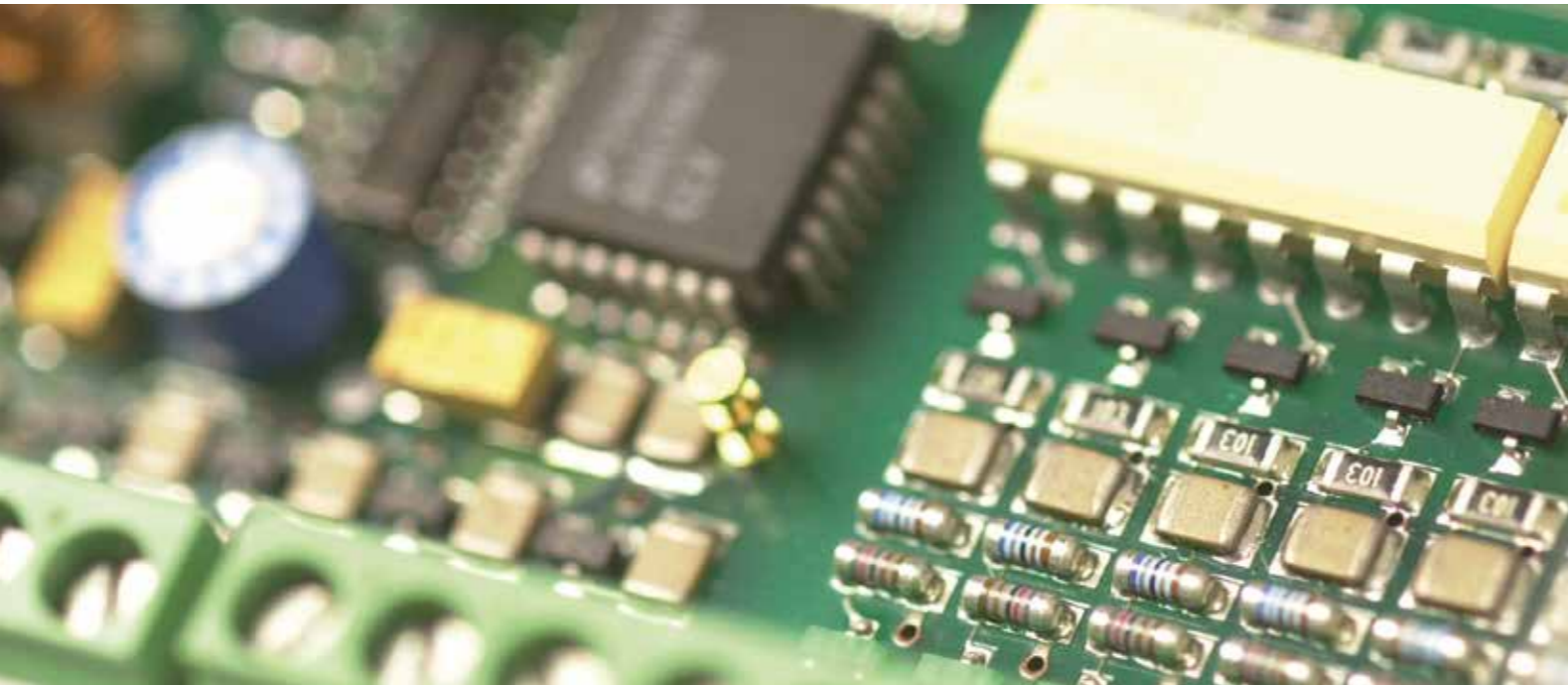
Ingos Eltern haben beide studiert, die Mutter Agrarwissenschaften, der Vater Rechtswissenschaften, und sind beide berufstätig. Arbeit und Beruf haben im Elternhaus von Ingo „einen sehr hohen Stellenwert“. Die Einstellungen, Haltungen und Werte seiner Eltern zu Arbeit und Beruf haben für ihn einen vorbildlichen Charakter, an dem er sich orientiert. Es ist ihm sehr wichtig, dass der spätere Beruf „Spaß macht und man sich auch verwirklichen kann“.

„Abi und dann – was mach ich damit?!“

Ingos Eltern haben ihn intensiv dazu motiviert, sich mit der Thematik Beruf/Studium zu beschäftigen. Ebenso gaben sie ihm viele Anregungen und Vorschläge zu seiner Berufs- und Studienwahl. Die eigentliche Berufswahl traf Ingo aber selbstbestimmt. Kurzzeitig hatte er sich überlegt, Anwalt zu werden, dies aber wieder verworfen, da der Beruf doch nicht seinen Interessen entsprach. Außerdem schätzt er die Arbeitsmarktsituation für Anwälte als weniger gut ein. Der Einfluss seiner Eltern ist also weniger im gewählten Beruf als vielmehr in ihren grundlegenden positiven Einstellungen und Werthaltungen zu Arbeit und Beruf zu verorten. Sie haben ihm nicht nur vermittelt, dass es wichtig ist, rational darüber nachzudenken, welchen Weg man gehen möchte und dass Beruf und/oder Studium mit positiv-emotionalen Aspekten besetzt sein sollten. Sie haben auch angeregt, dass er sich professionell durch eine unabhängige und neutrale Person beraten lassen sollte und haben für ihn einen Termin im BIZ organisiert.

Tatsächlich passierte dies erst nach seinem Schulabschluss. Ingo meint, dass er sich „erst ganz spät Gedanken gemacht“ habe zur Berufswahl und zum Studium. In der Schule wurde er nach eigenen Aussagen in keiner Weise auf den Übergang Schule–Beruf vorbereitet. Kennzeichnend ist in diesem Zusammenhang seine Äußerung: „Abi und dann – was mach ich damit?!“ Die Gymnasiallehrkräfte hätten „nur“ die inhaltlichen Gesichtspunkte ihrer Fächer abgearbeitet. Die Interessen der einzelnen Schülerinnen und Schüler im Kontext





der Berufs- und Studiumsfindung waren jedoch nicht Gegenstand des Unterrichts. Aufgrund der fehlenden Orientierung wählte er später in der zehnten Klasse seine Leistungsfächer im Bereich der Geisteswissenschaften, welche ihm in seiner jetzigen studentischen Situation eher weniger behilflich sind. Seiner Meinung nach wäre es sinnvoller gewesen, sich im Bereich der Naturwissenschaften zu vertiefen.

Die Kontakte zum Bereich Arbeit und Beruf, die es im Verlauf der Schulzeit gab, beschreibt Ingo als wenig hilfreich. Sein erster Besuch im BIZ in der achten Klasse des Gymnasiums hat ihn eher irritiert. Ein Berufsempfehlungstest lieferte als Ergebnis den Beruf des Fernfahrers, was mit seinen tatsächlichen Vorstellungen und Interessen absolut nicht übereinstimmte. Er erinnerte sich an einige Berufsinformationsveranstaltungen der AfA in der Aula der Schule, die er als langweilig und uninteressant empfand, da diese seiner Meinung für seine Altersgruppe nicht ansprechend gestaltet waren. Als Unterstützung hat er sie nicht erlebt. Auch ein Praktikum im Supermarkt hatte wenig mit seinen Vorstellungen zu tun, so dass er zusätzlich in der Ferienzeit und aus eigener Motivation heraus zwei weitere Praktika absolvierte, eins in der geriatrischen Pflege und das andere in einem Veranstaltungszentrum. Beide Berufsfelder fand er spannend und sie boten ihm eine erste Orientierung.

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Kontakte zur Berufsberatung waren Ingos Erwartungen an den Termin mit dem Berufsberater des BIZ eher negativ. Im Nachhinein stellt er jedoch fest: „Das fand ich echt gut, ja, es war ausschlaggebend“. Der Berufsberater habe ihn „auf die Idee gebracht“, „ja auf den Weg gebracht.“

Berufsberatung im BIZ: Ressourcenorientierter Ansatz statt Fokus auf mäßigen Noten

Dieser für Ingo so wichtige Termin nahm aus der professionellen Sicht des Berufsberaters einen ganz normalen Verlauf, es war „keine besondere Beratungssituation“: Zu Beginn fokussiert sich das Gespräch auf Ingos Interessen und Vorstellungen bezüglich Beruf und Studium. Die Idee eines Psychologiestudiums hatte er schon vor der Beratung verworfen, da sein Notenschnitt nicht ausreichte. Seine Begeisterung für Musik – Ingo bewegt sich in der Musikszene in Neubrandenburg und spielt in einer Band – führten zur Idee, Tontechnik

zu studieren. Aufgrund des schwierigen Einstellungstests, der notwendigen hohen Flexibilität im späteren Berufsleben und der Überlegung, sein Hobby nicht zum Beruf machen zu wollen, hatte er diesen Gedanken ebenfalls verworfen. Im Gespräch mit dem Berufsberater kristallisierte sich heraus, dass ein Informatikstudium eine weitere interessante Option darstellte. Der Berufsberater recherchierte auf Webseiten möglicher Universitäten und unterbreitete ihm Vorschläge und Informationen zum Studium der Informatik, was Ingo als sehr ansprechend und spannend aufnahm. Innerhalb der Beratung war es die zentrale Aufgabe des Beraters, Ingos Interessen, Leistungen und Vorstellungen zu kanalisieren und in einen Berufs- oder Studiumswunsch zu transformieren. Tests wurden nicht benötigt, da Interessen ausgeprägt vorhanden waren und der Berater davon ausgehend Vorschläge machen konnte, wie und wo Ingo sich weiter informieren sollte. Ingos Begeisterung für Technik und vor allem die Beschäftigung mit Computerhardware sowie Computerspielen bildeten die Grundlage. Ingo selbst sieht sein Talent für Musik – sowohl den Umgang mit Instrumenten als auch das Schreiben von Liedern – und seine Kompetenzen in der Handhabung von Computern, der damit verbundenen Logik und das Systemdenken.

Die Selbstwirksamkeit, also die persönliche Einschätzung der eigenen Kompetenzen im Kontext Übergang Schule–Beruf bzw. Studium, ist bei Ingo als hoch einzustufen. Trotz der lange fehlenden Orientierung hat er, maßgeblich mit Unterstützung des Berufsberaters, seine vorhandenen Interessen verdichtet und geordnet und eine Studienfachwahl getroffen. Bei Ingo ist weniger von einem längeren Prozess zu sprechen als vielmehr von einem kurzen, klaren und prägnanten Vorgang, bei dem sich mit der professionellen Unterstützung durch die Berufsberatung im BIZ ein konkretes Berufsziel herauskristallisierte. Dabei hat der Berufsberater gezielt an den Ressourcen und Stärken von Ingo angesetzt und Ingos eigenen Blick darauf gelenkt, anstatt einzelne, weniger gute Schulnoten als Hürden aufzubauen.

Obwohl Ingo sein Studium als anstrengend empfindet und er nicht ganz sicher ist, ob er „das hohe Workload“ bewältigen kann, um den Abschluss als Informatikingenieur zu bestehen, ist er mit seiner Studienwahl sehr zufrieden. Besonders die innovativen und kreativen Aspekte dieser Branche sprechen ihn an. Ebenso nennt er die guten Verdienstaussichten und die gute Arbeitsmarktsituation für Informatikingenieure. Angesichts seiner individuellen Voraussetzungen erscheint es durchaus realistisch, dass er sich für einen späteren Arbeitsplatz im IT-Bereich qualifizieren kann. Seine beiden Freunde studieren nun übrigens Tontechnik in Berlin. Ingo ist aber weiterhin von seinem eigenen Weg überzeugt und blickt optimistisch in die Zukunft: „Ich find's so besser.“



- Unterstützende Haltung in der Familie bei der beruflichen Selbstverwirklichung ist wichtig.
- Ressourcen- und Stärkenorientierter Ansatz der Berufsberatung im BIZ führt zur Entwicklung eines Berufswunschs.
- Effektive (und effiziente) Hilfe erfolgt genau zum richtigen Zeitpunkt.



- Berufliche Interessen waren kein Bestandteil der gymnasialen Schulbildung, obwohl dies schon für die Wahl der Leistungskurse wichtig wäre.



2.B Gemischter oder geringer Einfluss des Übergangssystems

2.B.1 Amelies Interessen: Kulturen und Sprachen



Amelie, 20 Jahre alt

- Allgemeine Hochschulreife
- Studium der Ethnologie, Freie Universität Berlin
- geboren und aufgewachsen Neubrandenburg
- lebt zusammen mit ihrem Freund in Berlin
- Berufsziel noch vage

Amelie hat nach dem Abschluss des Gymnasiums in Neubrandenburg das Studium der Ethnologie an der Freien Universität Berlin aufgenommen und folgt damit ihren persönlichen Vorstellungen sowie ihrem allgemeinen Interesse an Sprachen und Kulturen, ohne jedoch einen konkreten Berufswunsch daraus abzuleiten. Ihre Berufswahl erfolgte ausgesprochen eigenständig und selbstbestimmt. Sowohl mit ihrem Studium als auch mit ihrer Lebenssituation ist sie zufrieden.

In Amelies Elternhaus hat Berufstätigkeit einen hohen Stellenwert, ist aber nicht die alleinige Erfüllung; auch das Familienleben ist wichtig. Trotzdem hat Amelie von ihren Eltern die Einstellung übernommen, dass Arbeit und Beruf wichtige Aspekte im Leben darstellen. Ihre Mutter hat das Gymnasium besucht und ein Studium abgeschlossen. Danach hat sie als Rechtsanwaltsgehilfin gearbeitet, ist aber aufgrund eines Unfalls vor mehreren Jahren gehbehindert und nicht mehr arbeitsfähig; heute ist sie Frührentnerin. Der Vater hat einen mittleren Schulabschluss und arbeitet als Brückenbauer. Die Familie hat vor einigen Jahren ein eigenes Haus gebaut, das noch abbezahlt werden muss. Amelie hat eine ältere Schwester, die in London studiert.

„Ernsthaft interessiert habe ich mich für den Girls' Day nicht“

Auch wenn Amelie sich die konkreten beruflichen Tätigkeiten ihrer Eltern nicht zum Vorbild genommen hat, erkennt sie doch in ihren Eltern einen zentralen Einfluss und die wichtigste Unterstützung im Berufswahlprozess: „Am meisten hat mir eigentlich geholfen, dass meine Eltern dann gesagt haben, such dir was aus und mach das, wenn du das machen willst.“ Wichtig war ihr dabei, von ihren Eltern das Gefühl zu bekommen, dass es ihnen nicht gleichgültig ist, für welche berufliche Zukunft sie sich entscheidet. Ihre Eltern wollten ihre Beweggründe erfahren, und waren dann bereit, sie zu unterstützen. Ihre Mutter hat sie aufgefordert, sich noch weiter zu informieren und zur Berufsberatung zu gehen. Amelie besuchte daraufhin eine Berufsmesse in Neubrandenburg, die ihr aber eher aufzeigte, welche Berufe sie nicht ergreifen möchte.

Ähnlich verhielt es sich mit früheren Angeboten der Berufsorientierung oder Berufsberatung während der Schulzeit. Amelie hat beim Girls' Day mitgemacht, stellt aber fest, dass sie dieser Aktionstag in ihrer Berufsfindung nicht weitergebracht hat. Grundsätzlich steht sie derartigen Aktionen positiv gegenüber, meint aber:



„ernsthaft interessiert hab ich mich dafür nicht.“ Auch ein Besuch in der Agentur für Arbeit Neubrandenburg im neunten Schuljahr hat sie nicht beeinflusst, da sie sich damals noch nicht für den Bereich Arbeit oder Beruf interessierte. Einen Informationstag des Berufsinformationszentrums (BIZ) in der Aula ihrer Schule fand sie persönlich nicht ansprechend. Besuche von Akteuren aus der Wirtschaft fanden nicht statt. Es gab lediglich einen Betriebsbesuch bei einer Tageszeitung. Amelie hat ihr Pflichtpraktikum im Krankenhaus geleistet, fand das Arbeitsfeld interessant und hat darüber nachgedacht, Medizin zu studieren. In ihrer Selbsteinschätzung erschien ihr jedoch das Medizinstudium und der Beruf der Ärztin als „zu stressig“. Amelie erinnert sich noch an eine Lehrerin, mit der sie ein Gespräch zu ihrer Wahl der Leistungsfächer und über ein mögliches Studium führte. Obwohl das Gespräch positiv verlief, hatte sie das Gefühl, dass die Lehrerin jede Schülerin und jeden Schüler bei nahezu allen Ideen unterstützt und positiv bekräftigt hätte, wenn die Interessen und Ideen irgendwie sinnvoll erschienen. Es handelte sich hierbei nicht um ein differenziertes Gespräch im Sinne einer Berufs- und/oder Studienwahlberatung.

Bei Amelie setzte sich insgesamt der Eindruck durch, dass die Akteurinnen und Akteure im Übergangssystem sie in eine bestimmte berufliche Richtung beeinflussen und lenken werden, in die sie eigentlich nicht möchte. Aufgrund dessen und angesichts ihrer Meinung, dass die Wahl des Berufs und des Studiums aus einer intrinsischen Motivation heraus generiert werden muss, entschied sich Amelie im weiteren Verlauf dagegen, Unterstützungsleistungen der AfA anzunehmen. Menschen, zu denen sie einen persönlichen Bezug hat, wie ihre Eltern, sind ihr dagegen wichtiger in der Auseinandersetzung über ihre berufliche Zukunft. Berufswahl war auch Thema im Freundeskreis, und die Rückmeldung ihrer Freunde, inwieweit diese ihre Wahl als richtig einschätzen und inwieweit diese ihr gewähltes Studium als geeignet für sie ansehen, waren ihr wichtig.

„In einer größeren Stadt findet man im Bereich Kultur immer irgendwie was“

Amelies Interesse für Sprachen und andere Kulturen gaben den Ausschlag für ihre Studienwahl. Über ihre frühere Idee, als Medizinerin in der Entwicklungshilfe tätig zu werden, kam sie zur Ethnologie, da es hier we-



niger darum geht „irgendwo hinzuwandern und die Exoten zu erforschen, sondern um Kultur überhaupt, also kulturelle Formen und Subkulturen. Und da bin ich halt über Sprachen so hingekommen.“ Hinzu kam noch, dass Amelie „unbedingt nach Berlin“ ziehen wollte. Das Fächerangebot an den Berliner Universitäten glich sie mit ihren Interessen ab und bewarb sich für Ethnologie. Ebenso reizvoll erscheint ihr die Möglichkeit, nach dem Studium im Ausland zu arbeiten, auch mit Blick auf ihre Schwester in London: „Ich denke mal, wenn man in einer größeren Stadt ist, findet man im Bereich Kultur immer irgendwie was.“

Andererseits findet sie es „schade, dass es in Neubrandenburg und Umgebung, soweit ich weiß, nichts gibt“, was eine beruflich Perspektive für sie bieten könnte.

Amelie hat nach eigenen Aussagen den Übergang von der Schule ins Studium gemeistert. Hilfe und Unterstützung hat sie am meisten von ihren Eltern bekommen. Der zentrale Orientierungspunkt war aber sie selbst als Person, und sie konnte ihre eigenen Vorstellungen umsetzen. Sie hat sich in der neuen Stadt eingewöhnt und ist den Anforderungen des Studiums gewachsen.

Amelie schätzt ihre Lebensbereiche Familie, Freunde, Studium und momentane Lebenssituation gut ein. Zwar hat sie noch kein konkretes Berufsziel – „Wenn man studiert, weiß man halt noch nicht unbedingt, was man alles mal damit anfangen kann. Bei meinem Fach ist das halt so“, und sie rechnet damit, eventuell nach dem Bachelorabschluss eine neue Richtung einzuschlagen. Aber ihr Blick in die Zukunft ist optimistisch. Vor dem Hintergrund, wie es ihr bisher gelungen ist, ihre Ziele in Abhängigkeit von ihren individuellen Voraussetzungen und den realisierbaren Möglichkeiten in die Tat umzusetzen, scheint dieser Optimismus angemessen zu sein.



- Selbstbestimmung und intrinsische Motivation waren für Amelie ausschlaggebend.
- Aufrichtiges Interesse der Eltern an ihrem Berufsweg und deren Unterstützung bei der Umsetzung ihrer Vorstellungen waren die wichtigsten Einflüsse.



- Amelie hatte vom Übergangssystem den Eindruck, dass sie entweder in eine bestimmte Richtung gedrängt werden sollte, oder dass sie undifferenziert für alle Ideen Zustimmung erhielt.

2.B.2 Patrick findet Orientierung im Vorbild seines Vaters



Patrick, 17 Jahre alt

- Mittlere Reife in 2011
- Ausbildung zur Fachkraft für Lagerlogistik
- geboren und aufgewachsen in Neubrandenburg
- lebt bei seinen Eltern
- Berufsziel: Ausbildung erfolgreich absolvieren

Patrick ist in Neubrandenburg geboren und aufgewachsen und hat bis 2011 die Regionale Schule besucht, die er mit der Mittleren Reife abgeschlossen hat. Direkt im Anschluss begann er eine Ausbildung zur Fachkraft für Lagerlogistik in einem Maschinenbauunternehmen.

Patrick hat eine ältere Halbschwester, zu der er keinen Kontakt hat. Er lebt bei seinen Eltern, die beide einen mittleren Schulabschluss haben. Patricks Mutter ist als ausgebildete Fleischereifachverkäuferin tätig. Der Vater hat eine Ausbildung zum Schlosser absolviert und arbeitet als Lagerist bei einem Neubrandenburger Unternehmen. Patrick hat sich seinen Vater zum beruflichen Vorbild genommen. Daneben hat seine AWT-Lehrerin in Kooperation mit der ABG seine Berufsorientierung positiv begleitet.

„Überangebot“ an Ausbildungsberufen macht Patrick die Orientierung schwierig

Beruf und Arbeit haben bei Patricks Eltern einen hohen Stellenwert und sind notwendig, um ein „ordentliches Leben“ führen zu können. Ihnen ist es wichtig, dass er eine fundierte, zukunftssträchtige und für ihn attraktive Ausbildung absolviert. Und sie „möchten nicht, dass ich, irgendwie, was mache, was mir nicht Spaß macht, später wo ich keine Perspektiven hab. Wo auch mal Chancen sind, falls man mal den Job verliert, auch einen neuen Job zu bekommen.“ Bezüglich des konkreten Berufs haben sie ihm die „freie Wahl“ gelassen, eine Wahl, die Patrick zuweilen als „Überangebot“ empfindet und die ihm die Orientierung erschwert. Da Beruf immer wieder Thema ist, motiviert ihn seine Mutter dazu, das BIZ der AfA aufzusuchen. Das BIZ hinterlässt keinen guten Eindruck bei ihm: „Das war nicht so toll. Man wird da an den PC gehockt, dann die Fragen beantworten und was da im Prinzip rauskam, war eigentlich schon lächerlich.“ Später sammelt er bessere Erfahrungen, als er im Rahmen der Kooperation seiner Schule im Fach AWT mit der ABG das BIZ erneut besucht. Dieses Berufsorientierungsprojekt der ABG mit seiner Schule bewertet Patrick als hilfreich, „weil ich einiges sonst anders gemacht hätte, weil ich es falsch gemacht hätte. Ich fand das echt – echt praktisch, dass wir da gewesen sind. Mit hats geholfen.“ Während die durchgeführten Bewerbungstrainings ihm wichtige Soft Skills vermitteln, wie Aspekte zur Gesprächsführung, zum Auftreten, zur Körperhaltung, zur Präsentation seiner Persönlichkeit sowie darüber hinaus Kompetenzen zur Team- und Gruppenarbeit, trägt das Projekt nicht zu seiner Berufsfindung bei. Allerdings erfährt er kontinuierlich Unterstützung und er hebt insbesondere das Engagement seiner AWT-Lehrerin hervor, die ihn bis zur Berufsfindung begleitet.





Ein erster Berufswunsch von Patrick, etwa in der achten Klasse, ist Bankkaufmann. Allerdings sind seine Englischkenntnisse nicht gut genug. Außerdem hatte er über die schulische Berufsorientierung klar festgestellt, dass er kein „Bürotyp“ ist. Die folgenden Praktika absolviert er im Einzelhandel (neunte Klasse), was nicht seinen Vorstellungen entspricht, sowie im Postwesen (zehnte Klasse). Dieser Bereich hätte zwar seinen Wünschen entsprochen, aber aufgrund seines Übergewichts kann er nicht die körperlichen Voraussetzungen erfüllen. Dessen wurde er sich schrittweise bewusst, und er musste sich neu orientieren. Immer wieder fragte er sich, welcher der richtige Beruf für ihn sei und ob er diesen dann sein Leben lang machen möchte. Er benutzt auch das Adjektiv „hilflos“ angesichts der Vielzahl an möglichen Ausbildungsberufen und der schwierigen Entscheidung für den richtigen Beruf.

AWT-Lehrerin: „Er fand das immer gut, was sein Vater beruflich macht“

Patrick konnte diese problematische Situation letztlich dank verschiedener Hilfen und durch Selbsthilfe kompensieren. An erster Stelle nennt Patrick seine AWT-Lehrerin in Kombination mit der ABG. Vor allem die Angebote in der zehnten Klasse haben ihm geholfen, und auch, dass ihm nahegelegt wurde, Jobmessen zu besuchen, um sich Orientierung zu verschaffen. Patrick entwickelt seine eigene Strategie, um damit umzugehen, dass es „teilweise zu viel war, was man geboten gekriegt hat“: Er hält positive und negative Aspekte der interessanten Berufe gedanklich fest. Parallel bringt ihn sein Vater auf die Idee, sich in seinem jetzigen Beruf ausbilden zu lassen: „Der hat mich im Prinzip auf diese Schiene geleitet.“ Sein Vater erklärt ihm nicht nur seine Tätigkeiten, sondern nimmt ihn auch mit in seinen Betrieb und zeigt ihm praktisch einige seiner Aufgabenfelder. Zusätzlich besucht Patrick Jobmessen, um sich über in Frage kommende Berufe, darunter auch den Ausbildungsberuf der Fachkraft für Lagerlogistik, genauer und zielgerichteter zu informieren. Patrick beschreibt es so, dass er überprüft, was übereinstimmt, um sich abzusichern. Daraus zieht er dann seine Schlüsse und entscheidet sich für seinen jetzigen Ausbildungsbetrieb.

Nach dem Bewerbungsgespräch soll er noch probearbeiten: „Danach war ich komplett sicher.“ Finanzielle Gesichtspunkte, dass der Betrieb eine spätere Übernahme in Aussicht stellte, und dass er in Neubrandenburg bleiben konnte, waren weitere Anreize. Patrick dazu: „Wenn es das hier nicht gegeben hätte, wäre ich auch woanders hingegangen, aber wenn möglich, wollte ich schon hier bleiben. Das war mir auch wichtig.“

Der folgende Übergang von der Schule in das Berufsleben verläuft problemlos. Trotz anfänglicher Orientierungslosigkeit angesichts der Vielzahl an Angeboten, konnte Patrick seine beruflichen Wünsche trotzdem verwirklichen. „Ich wollte einen Job haben, der mich glücklich macht, wo ich zufrieden bin, wo ich akzeptiert werde, was mir Spaß macht und in dem Sinne hab ich eigentlich das geschafft, was ich wollte. Wenn’s auch letztendlich nicht der Beruf war, den ich mir zuerst vorgestellt habe, aber im Prinzip war es so, dass ich trotzdem glücklich wurde. Im Moment fühle ich mich so: vielleicht habe ich sogar einen besseren Weg gewählt als vorher.“

Auch seine frühere AWT-Lehrerin und die Mitarbeiterin der ABG sind entsprechend optimistisch: „Der kriegt das hin. Der wird seinen Weg machen“.



- Patrick's Vater ist ihm ein berufliches Vorbild, das ihm Orientierung bietet. Durch den Vater bekommt er Einblicke in den Beruf.
- Seine Klasse erhält durch Kooperationsprojekt seiner Schule mit der ABG einen frühen Einstieg in die Berufsorientierung.
- Dank langfristiger, kontinuierlicher Unterstützung gelingt Patrick's schwieriger Entscheidungsprozess.



- Vielzahl der Möglichkeiten wird als Überforderung und Überangebot wahrgenommen.
- Angebote des BIZ wirken ohne entsprechende Vorbereitung/Anleitung eher negativ.



Nicht oder noch nicht gelingende Berufswege

2.C Gemischter oder geringer Einfluss des Übergangssystems

2.C.1 Sabrina zwischen Wunsch und Wirklichkeit



Sabrina, 17 Jahre alt

- Hauptschulabschluss an der Regionalen Schule
- demnächst: Stelle im Bundesfreiwilligendienst (BFD) in Berlin
- geboren und aufgewachsen in Neubrandenburg
- lebt noch mit Mutter und Bruder, zieht in Berlin zu ihrem Freund
- Berufsziel: Zahnarzhelferin, Kinderpflegerin, Erzieherin?

Sabrina hätte gern Mittlere Reife gemacht, konnte aber aufgrund ihrer Dyskalkulie nur den Hauptschulabschluss erreichen. Sie wird demnächst eine Stelle im Bundesfreiwilligendienst in einer Förderschule mit einem Schwerpunkt auf geistiger Entwicklung in Berlin antreten. Nach mehreren fehlgeschlagenen Bewerbungen auf einen Ausbildungsplatz hat sie diese Perspektive als eine Möglichkeit gefunden, die sie mit ihrem Hauptschulabschluss erreichen kann. Damit erfüllt sich auch ihr Ziel, Neubrandenburg zu verlassen. Sie möchte sowohl aus der Stadt weg als auch von ihrer Mutter, zu der sie kein gutes Verhältnis hat.

Sabrina lebt mit ihrer Mutter und ihrem 10-jährigen Bruder zusammen. Ihr Bruder wird ihrer Meinung nach von der Mutter bevorzugt. Seit vier Jahren hat die Mutter einen Lebensgefährten, der ein Nachbar ist, und zu dem Sabrina ebenfalls ein angespanntes Verhältnis hat. Zu ihrem Vater hat sie kaum Kontakt. Sabrina fühlt sich aus ihrer Familie in mancherlei Hinsicht ausgeschlossen. Einen guten Freundeskreis hat sie ebenfalls nicht vor Ort. In Berlin lebt aber ihr Freund, den sie als Stütze erlebt, und zu dem sie ziehen will.

„Nur weil ich ein Fach nicht kann, durfte ich nicht in die 10. Klasse“

Sabrinas Mutter hat Mittlere Reife, eine Ausbildung zur Sekretärin und in dem Beruf gearbeitet, bis sie in einem Projekt junge werdende Mütter auf den Umgang mit und die Pflege von Kindern vorbereitete. Seit einer Augenoperation vor einem Jahr ist sie krankgeschrieben und momentan arbeitssuchend, hat aber die Option, bei ihrem vorherigen Arbeitgeber wieder als Sekretärin zu arbeiten. Arbeit und Beruf haben in der Familie von Sabrina zwar einen hohen Stellenwert, aber Sabrina fühlt sich nicht unterstützt: „Ich hab mich bis jetzt auch selbst überall informiert gehabt und meine Mutter hat da bis jetzt gar nicht die Finger mit im Spiel gehabt. Sie denkt, ich würde nichts auf die Reihe kriegen und steht nicht so wirklich hinter mir.“ Die Mutter verhält sich widersprüchlich, und es fällt Sabrina schwer, sie einzuschätzen. Beispielsweise hat sie ihr die Fahrtkosten für das Bewerbungsgespräch für den BFD in Berlin bezahlt, möchte ihr aber verbieten, nun nach Berlin zu ziehen. Die Schulleiterin und Mathematiklehrerin von Sabrina bezeichnet die Situation als „größte Probleme im Elternhaus“, weshalb sie eine Berufseinstiegsbegleitung für Sabrina organisierte, damit sie „von außen Hilfe bekommt, was die Bewerbungsszenarie angeht.“



Sabrinas Bildungsweg wird maßgeblich durch ihre Dyskalkulie beeinträchtigt. Diese anerkannte Teilleistungsschwäche bewirkt massive Defizite im Umgang mit Zahlen. Von zu Hause wird sie in diesem Bereich nicht unterstützt. Die Mathematiklehrerin von Sabrina versucht, ihr zu helfen. Zum Beispiel will sie über „viele außerunterrichtliche Tätigkeiten die Freude am Lernen wach halten.“ Sie gibt ihr Nachhilfeunterricht, und Sabrina habe „sich redlich bemüht“, aber trotzdem immer wieder „mit Rückschlägen rechnen müssen.“ Diese Rückschläge übertrugen sich dann auch auf andere Fächer, was bei Sabrina zu einer gewissen „Aussichtslosigkeit“ geführt habe. Ein Programm der ABG zur Schulverweigerung mit Förderunterricht, „2. Chance“, sollte Sabrina helfen, ihre „Leistungsfähigkeit“ zu verbessern, um zu einem Mittleren Schulabschluss zu kommen. Zum weiteren Verlauf weichen die Darstellungen von Sabrina und ihrer Lehrerin voneinander ab. Sabrina beschreibt, dass viele Diskussionen mit ihrer Lehrerin, aber auch mit ihrer Mutter, immer wieder zu dem Ergebnis führten, dass es ihr nicht gestattet wurde, die zehnte Klasse zu besuchen: „Ich konnte sagen, ich möchte es, ich will es – nein, darfst du nicht!“ Ihrer Mathematiklehrerin zufolge war es jedoch Sabrina selbst, die die Teilnahme am Förderunterricht abgebrochen habe und die Schule mit dem Berufsreifeabschluss verlassen hat, der ihr nun den Zugang auf die von ihr favorisierten Ausbildungsberufe nicht öffnet.

Warum wurde Sabrina keine professionelle Dyskalkulithherapie angeboten?

In einem Beratungsgespräch mit einer Berufsberaterin im BIZ der AfA sucht sie nach Unterstützung, um den mittleren Schulabschluss auf einer Schule zu absolvieren, die den Abschluss auch bei Dyskalkulie ermöglicht. Diese Unterstützung wird ihr nicht gewährt, warum wird nicht klar im Interview. Außerdem hat Sabrina den Eindruck, dass ihr die Berufsberaterin aufgrund der Dyskalkulie nichts zutraut: „Wenn man nur ein Fach nicht kann und deshalb nicht in die 10. Klasse darf, ist man nicht gleich gestört.“

Wenn auch ihre Lehrerin offenbar mit großem persönlichen Engagement Sabrina geholfen hat, so ist nicht nachvollziehbar, warum sie nicht auf ein adäquates, professionelles Dyskalkulitherapieangebot hinarbeitet. Vermutlich wäre eine spezialisierte Hilfe wirksamer, als die Teilnahme an einem Schulverweigerungsprojekt,



da Schulverweigerung nicht Sabrinas Problemlage ist. Zu einem späteren Zeitpunkt in ihrer Berufsorientierung und vor ihren Plänen, zum BFD nach Berlin zu gehen, fasste Sabrina gemeinsam mit ihrer Berufseinstiegsbegleiterin vom Berufsbildungszentrum Nordost (BZNO) die Möglichkeit ins Auge, eine auf Dyskalkulie spezialisierte Schule in Berlin zu besuchen, um dort die Mittlere Reife zu erlangen. Diese Pläne rissen etwas rätselhaft durch den Urlaub der Berufseinstiegsbegleiterin ab, wodurch eine Anmeldefrist versäumt wurde. Sabrina macht hierfür die Berufseinstiegsbegleiterin verantwortlich.

An die Berufseinstiegsbegleiterin des BZNO hatte ihre Schulleiterin und Mathematiklehrerin Sabrina verwiesen, als klar wurde, dass Sabrina von zu Hause nicht unterstützt wird, sie aber die Schule ohne klare berufliche Perspektive verlassen würde. Während ihrer schulischen Berufsorientierung hatte Sabrina Praktika in folgenden Bereichen absolviert: Zahnarthelferin, Karosseriebau und Tierarthelferin. Zusätzlich hatte sie sich für Praktika im Kindergarten und im Bereich Physiotherapie interessiert, aber keinen Platz bekommen. Einen klaren und realisierbaren Berufswunsch und Ausbildungsplatz hatte sie jedoch zum Zeitpunkt des Schulabgangs nicht, sah sich stattdessen einem „Mischmasch“ an vielen verschiedenen Wegen gegenüber.

Beim BZNO wurden daher neben Bewerbungstrainings auch Berufsfindungstests durchgeführt. Insgesamt schickte Sabrina 15 Bewerbungen als Zahnarthelferin ab, auf die auch vier Probearbeitstermine in Berlin folgten. Ein Ausbildungsvertrag resultierte daraus nicht. Infolge der Absagen orientierte sich Sabrina neu und befand zusätzlich, dass die Tätigkeitsfelder der Zahnarthelferin nicht die richtigen waren und die Verdienstmöglichkeiten zu gering sind.

Gemeinsam mit ihrer Berufseinstiegsbegleiterin arbeitet sie das BFD als eine sinnvolle Alternative für sich aus und findet die Stelle in einer Berliner Förderschule. Das BFD ist gewissermaßen ein Sprungbrett für sie, um viele ihrer Wünsche und Vorstellungen zu realisieren. Nicht alle Beweggründe sind beruflich motiviert und sie überlagern sich insgesamt. Sie hofft, „etwas Neues“ kennenzulernen, freut sich, Neubrandenburg und ihre Familie hinter sich lassen zu können, mit ihrem Freund zu leben, und dabei Geld zu verdienen. „Ich bin jung und finde mich gerade. Will noch so viel erleben und so viel dazu lernen.“ Außerdem findet sie es gut, dass sie Einblick in den pädagogischen Arbeitsbereich erhält und sie sieht darin eine Chance, im Anschluss eine Ausbildung als Kinderpflegerin oder Erzieherin aufzunehmen. Ihre Lehrerin meint, Sabrina sei nun „in der Wirklichkeit angekommen“.



- Von ihrer Mathematiklehrerin wurde Sabrina intensiv unterstützt.
- Mit ihrer Berufseinstiegsbegleiterin (BZNO) hat sie eine für sich realisierbare Möglichkeit des beruflichen Einstiegs über eine BFD-Stelle erarbeitet.
- Sabrinas Freund unterstützt sie.



- Von zu Hause erfährt Sabrina keine Unterstützung.
- Aufgrund ihrer Dyskalkulie konnte sie bislang nur den Hauptschulabschluss erreichen, der für ihre Wunschberufe nicht ausreicht.
- Die Dyskalkulie ist (noch) nicht adäquat professionell therapiert worden.
- Die Wirksamkeit und Passgenauigkeit der bisherigen Hilfen ist damit in Frage gestellt.

2.C.2 Lennart will hart arbeiten



Lennart, 18 Jahre alt

- Förderschule, ohne Abschluss
- Ein-Euro-Job (AGH)
- geboren in Neubrandenburg
- möchte nach Geburt des gemeinsamen Kindes mit seiner Freundin zusammenziehen
- Berufsziel: harte körperliche Arbeit

Der achtzehnjährige Lennart ist in Neubrandenburg geboren. Seine familiären Herkunftsbedingungen sind schwierig. Zur alleinerziehenden und erwerbsunfähigen Mutter ist der Kontakt bestenfalls schwach ausgeprägt: „Der war alles egal!“ Der Zusammenhalt zwischen den insgesamt vier Geschwistern, die alle überwiegend in prekären Beschäftigungssituationen leben, spielt keine Rolle für Lennart. Als Jugendlicher hatte Lennart phasenweise engeren Kontakt zum Vater, der auch in Neubrandenburg lebt. Erst seit Lennart mit seiner Freundin ein gemeinsames Kind erwartet, gewinnt „Familie“ für ihn wieder an Bedeutung. Noch wohnen sie gemeinsam in der Wohnung der Mutter, die bei einem Freund lebt. Nach der Geburt des Kindes wollen sie sich eine eigene Wohnung suchen.

Wenn es in der Jugend von Lennart überhaupt eine Bezugsperson gab, dann war das die Betreuerin des Jugendamts im Rahmen der „Hilfen zur Erziehung“. Diese Beziehung schätzt Lennart auch heute noch als sehr eng und hilfreich ein, ohne genau sagen zu können, worin die Hilfen konkret bestanden.

Bereits in der Kindheit zeichnen sich in der Entwicklung von Lennart eine Reihe von Auffälligkeiten ab. Bei Lennart wird Epilepsie beobachtet und in der Schule gilt er als Kind mit ADHS, das in seinem sozialen Verhalten sehr auffällig ist. Kinder und Jugendliche mit ADHS zeigen aufgrund gestörter Regulationsprozesse häufiges oder übertriebenes Aufbrausen, unvermittelte Stimmungswechsel, Stressreaktionen bis zu gehäuften Ohnmachten und Störungen der feinmotorischen Regulation. Die klinischen Befunde für Lennart lassen sich im Rahmen der Fallstudie nicht rekonstruieren, aber schon frühzeitig zeigt sich, dass sich die Regelschule bei Lennart überfordert sieht. Der Einstieg in eine stigmatisierende Bildungsbiographie ist die Folge.

„Mathe pack' ich einfach nicht!“

Schon die Grundschule und die frühen weiteren Schuljahre sind für Lennart durch viele Probleme gekennzeichnet. Lernschwierigkeiten, insbesondere in Mathematik, und auffälliges Sozialverhalten führen immer wieder zu Konflikten. Lennart setzt dabei immer wieder seine körperliche Überlegenheit ein. Weder Gespräche noch medizinische Therapieansätze zur Behandlung seiner ADHS führen zu einer Entspannung der schulischen Stresssituation. Auf familiäre Begleitung dieser Aushandlungsprozesse kann nicht gesetzt werden, da eine derartige Unterstützung in seiner Familie nicht gegeben ist.





Als Folge wird Lennart im dritten Schuljahr in eine Förderschule umgeschult. Die Grundschule gesteht dabei ein, mit ihren pädagogischen Instrumenten ohne Wirkung zu bleiben: „Die haben mehr Zeit für Dich!“

Lennart schließt die Förderschule ohne Berufsreife ab und mündet in die erste Berufsvorbereitende Maßnahme der Agentur für Arbeit. Sein Status als Rehabilitand nach §19 SGB III führt dazu, dass seine weitere Förderung vor allem über die Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben (LTA) erfolgt. Schon rein formal ist er dadurch mehrfach stigmatisiert, denn zu seiner sozialen Benachteiligung und den schlechten schulischen Voraussetzungen kommt nun noch der Status der „Behinderung“. Gleichzeitig ermöglicht ihm dieser Status den Zugriff auf ein breiteres Spektrum an Fördermaßnahmen. Aufgrund seiner mangelnden Mathematikkenntnisse wird er zur Prüfung nicht zugelassen und erreicht die Berufsreife auch mit der Berufsvorbereitenden Maßnahme nicht.

Außerhalb von Neubrandenburg soll Lennart in einem Berufsbildungswerk (BBW) anschließend von einer BvB direkt in eine Ausbildung als Tiefbaufacharbeiter einmünden. Die Förderung schließt die Unterbringung in einem Internat mit ein. Lennart wird zu dieser Zeit wegen seiner ADHS immer noch medikamentös behandelt. Die Internatssituation stellt sich neben den Schwierigkeiten in der berufstheoretischen Ausbildung als zusätzliches Konfliktfeld heraus, das Lennart auch durch die hohe Anerkennung in der praktischen Arbeit als angehender Tiefbauer nicht kompensieren kann. Nach weniger als sechs Monaten wird ihm nach einer Prügelei gekündigt.

Schon früher hatten ihn gewalttätige Übergriffe mit der Jugendgerichtshilfe in Kontakt gebracht. Berufsbiographisch hat die komplexe Förderung in einem Berufsbildungswerk zusammen mit Internatsunterbringung und berufstheoretischer und -praktischer Qualifizierung keinen Integrationseffekt erzielt. Durch die Förderung gelingt es nicht, die von Lennart verinnerlichten Konfliktbewältigungsstrategien aufzubrechen. Vielleicht werden sie sogar im Rahmen der Förderung reproduziert: Lernschwierigkeiten, ausbleibende Akzeptanz bzw. mangelnde soziale Integration und der Versuch, diese Defizite durch körperliche Überlegenheit zu kompensieren.

„Ich will richtig schwere Arbeit. Alles andere ist Pillepalle!“

Allerdings gewinnt Lennart unter Einfluss dieser Erfahrungen auch die Einsicht, was gut für ihn ist und was nicht: „Ich will richtig schwere Arbeit. Ich will abends tot ins Bett fallen. Ich muss Möbel schleppen oder den ganzen Tag Holz hacken. Alles andere ist Pillepalle!“

Sein Fallmanager weist Lennart im Jahr 2012 zum ersten Mal eine Arbeitsgelegenheit zu. Er kann zwischen mehreren Tätigkeitsfeldern wählen und entscheidet sich für die Möbelbörse eines Bildungsträgers. Eine Alternative in einer Tischlerei erscheint ihm nicht anstrengend genug. Obwohl es auch im Verlauf dieser Maßnahme bereits nach zweieinhalb Monaten Schwierigkeiten gibt, nimmt Lennart die Arbeitsgelegenheit im Mai 2013 wieder auf.

Inzwischen hat sich seine Lebenssituation verändert: Im Herbst 2012 lernt Lennart seine jetzige Freundin kennen. Im Sommer 2013 erwarten die beiden ein Kind. Sie leben zusammen, wenn auch noch unter provisorischen Bedingungen. Nach Ende der AGH im August 2013 will Lennart das „Babyjahr nehmen“, damit seine Freundin eine Friseurausbildung absolvieren kann. Eine Ausbildung oder berufliche Qualifizierung schließt Lennart aus. Er kann sich vorstellen, später einmal in einem Landwirtschaftsbetrieb zu arbeiten, so wie er das früher schon in Ferienzeiten getan hat. „Hauptsache richtig schwere körperliche Arbeit!“ sagt der 18-Jährige. Schulpflichtig ist er ja nun nicht mehr.

Lennart wird hier der Kategorie „Gemischter oder unklarer Einfluss durch Übergangssystem“ zugeordnet. Allerdings ist eine positive Wirkung des Übergangssystems kaum auszumachen. Jedoch ist in der Vielschichtigkeit von Lennarts Situation fraglich, ob das Berufsbildungs- und Übergangssystem überhaupt in der Lage ist, wirksame Hilfen zu bieten. Ein versprechender, von Lennart akzeptierter Ansatz scheint immerhin in der AGH zu liegen und Hoffnung besteht in der persönlichen Lebenssituation mit der bevorstehenden Vaterschaft. Zusätzliche Beratung, Lebenshilfen und/oder weitere therapeutische Begleitung wären sinnvoll.



- Gemeinsam mit seiner Freundin und dem erwarteten Kind erlebt Lennart zum ersten Mal Familie und möglicherweise soziale Integration.
- Sein Fallmanager hat ihm mit einer AGH einen Weg in Arbeit eröffnet.
- Hilfen wurden und werden gewährt.
- Lennart ist motiviert, hart zu arbeiten.



- Lennart hat äußerst ungünstige Startbedingungen: keinen familiären/sozialen Halt, Epilepsie, Lernschwierigkeiten, ADHS, auffälliges Sozialverhalten, Gewalttätigkeit.
- Er besuchte die Förderschule und hat keinen Schulabschluss.
- Zwar gab es schon früh Unterstützungsleistungen, aber das Fehlen einer Bezugsperson konnte dadurch nicht kompensiert werden.
- Es ist fraglich, ob das Übergangssystem die richtigen Hilfen leisten kann.



2.D Leistungen mit nachteiliger Wirkung

2.D.1 Lindas Berufsziel: erst den Schulabschluss, dann Tierpflegerin



Linda, 21 Jahre alt

- Regionale Schule, ohne Abschluss
- Ein-Euro-Job (AGH) im Bereich Hauswirtschaft
- geboren in Greifswald, als Kind nach Neubrandenburg gezogen
- lebt mit ihrem Lebensgefährten und ihrem dreijährigen Sohn
- Berufsziel: Tierpflegerin

Linda kam als Kind mit ihrer Familie nach Neubrandenburg. Ihre alleinerziehende Mutter war einem der vier Brüder nach Neubrandenburg nachgezogen. Der Umzug in eine andere Stadt hat dem „Nesthäkchen“ der Familie damals schon nicht gefallen und auch heute, da die Mutter wieder in Greifswald lebt, hängt Linda noch an ihrer Geburtsstadt.

Allerdings hat Linda, mittlerweile selbst Mutter einer fast zweijährigen Tochter, inzwischen einen Lebensgefährten in Neubrandenburg, der bei der Bahn arbeitet und sie will deshalb – zumindest momentan – nicht aus Neubrandenburg wegziehen. Ihre Brüder, die zwischen 23 und 35 Jahre alt sind, sind ausgebildete Gärtner, Fleischer und Maler beziehungsweise fährt einer Taxi und sie sind, bis auf einen, auch erwerbstätig. Die Mutter ist eine ausgebildete Köchin und Lindas Darstellung entsprechend arbeitsuchend. Ihren Vater hat Linda nie kennengelernt.

„Ich hatte einfach keinen Bock auf Schule! Jetzt ist das ärgerlich!“

Linda stand ganz offensichtlich von Beginn an mit der Institution „Schule“ auf Kriegsfuß. Die genaue Ursache dafür kann sie gar nicht benennen. „Ich hatte einfach keinen Bock auf Schule!“

Nach dem Umzug nach Neubrandenburg kam Linda in die zweite Klasse einer Grundschule. Weiterführend wechselte sie dann in eine Realschule, die später zur Regionalen Schule wird. Linda repräsentiert den Prototyp der Entwicklung zu einer Schulverweigerin. Innere Abkehr vom Unterricht, Schwänzen von Eckstunden, fehlen einzelner Tage haben sich über einen längeren Zeitraum zur völligen Ablehnung der Schule entwickelt. Zwar haben die Schule und die Lehrkräfte das gesamte Spektrum der Interventionsmöglichkeiten ausgeschöpft, bis hin zur polizeilichen Zuführung, ohne allerdings bei Linda eine Einstellungs- und Verhaltensänderung bewirken zu können. Vielleicht hätte dies über außerschulische Angebote oder Alternativen zur Regelschule realisiert werden können, vielleicht auch durch eine sozialpädagogisch begleitete „Auszeit“ von der Regelschule oder über den Weg eines externen Schulabschlusses. Diese Optionen waren aber offensichtlich nicht verfügbar oder wurden nicht geprüft. Und auch die Mutter, von der Linda heute sagt, dass sie für sie sehr wichtig sei und die auch damals schon „alle diese Gespräche in der Schule“ mitgeführt hat, konnte



der zunehmend manifesten Schulaversion nichts entgegensetzen. Letztlich verlässt Linda die Schule nach der neunten Klasse mit einem schlechten Zeugnis und ohne einen Schulabschluss beziehungsweise ohne Berufsreife.

„Jetzt ist das natürlich ärgerlich!“ sagt Linda mit einigen Jahren Abstand und mehreren Versuchen, die Berufsreife nachzuholen. Denn: „Ich hatte eigentlich gute Leistungen und ich hätte den Schulabschluss auch geschafft. Aber ich hatte keinen Bock!“ Lieber verbrachte sie die geschwänzten Stunden und Tage mit Freunden. Heute kann sie nicht mehr rekonstruieren, wie die Tage vergangen sind oder was von den Tagen, die sie nicht in die Schule gegangen ist, geblieben ist. „Wir haben einfach rumgehungen.“

Warum sind die Hilfen, die Linda erhält, nicht auf ihre Situation abgestimmt?

Zum Interviewzeitpunkt hat Linda eine Arbeitsgelegenheit des Jobcenters bei einem Träger in Neubrandenburg angenommen. Es ist ihre fünfte Fördermaßnahme, die, wenn alles gut geht, in eine sechste münden wird und ihr die angestrebte Berufsreife attestieren soll. Aus unterschiedlichsten Gründen hat sie bisher nur selten länger als vier Monate in einer der vier Berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahmen (BvB) ausgehalten, die sie bisher begonnen hat. Das waren BvB im Gartenbau (drei Monate), in Wirtschaft und Verwaltung (vier Monate), in Lager- und Warenwirtschaft (drei Monate) und im Friseurhandwerk, wo ihr nach sechs Monaten wegen zu häufiger Fehlzeiten gekündigt wurde. Im Nachhinein akzeptiert sie diese Kündigung, verweist aber auf die häufige Erkrankung ihres Sohnes. Auch auf Nachfrage, ob es eine Parallele zu früheren „Schwänzezeiten“ gibt, besteht sie darauf, dass ihr Sohn tatsächlich krank gewesen war und die Kinderkrippe ihn deshalb nicht zur Betreuung angenommen hatte.

Im Rahmen der aktuellen Arbeitsgelegenheit ist Linda nun im Bereich Hauswirtschaft tätig. Sie hat dadurch die Möglichkeit, auf der Basis eines „Ein-Euro-Jobs“ bei voller Anwesenheit 100 Euro im Monat zu ihren Hartz IV Bezügen hinzu zu verdienen. Ihre Anleiterinnen und Anleiter schätzen ihre Fähigkeiten positiv ein und sie macht auch in Gesprächen einen wachen Eindruck. Die Kenntnisse in Hauswirtschaft, die ihr diese



Maßnahme vermittelt, dienen ihr auch dazu, ihre Aufgaben als junge Mutter immer besser zu erfüllen. Dazu gehört, dass die tägliche Ernährung nicht über Fertiggerichte oder Fast Food, sondern mit frischen Produkten gesünder und kostengünstiger gestaltet wird. Und natürlich verlangt diese Maßnahme von ihr das Einhalten eines strukturierten Alltags, wenn auch auf einem relativ niedrigen Niveau. Aber spätestens an jedem Freitagmittag zeigt sich den Maßnahmeteilnehmerinnen und -teilnehmern, ob und wieviel Fehlzeiten sie tatsächlich hatten: da wird der „Wochenlohn“ ausgezahlt und der basiert auf den tatsächlich geleisteten Stunden.

Nach ihren nächsten Zielen befragt, nennt Linda den Abschluss der AGH und im September 2013 den erneuten Einstieg in eine BvB mit dem Ziel der Berufsreife. Diese will sie dann dazu nutzen, um eine Ausbildung als Tierpflegerin aufzunehmen. Auf die Frage, wie dieser Berufswunsch zustande kommt und in welchem Zusammenhang er zu den bisherigen Maßnahmen steht, gibt sie eine klare Antwort. Den Berufswunsch hatte sie schon immer: „Ich hatte schon immer Tiere um mich herum, auch heute noch und wollte schon immer etwas mit Tieren machen.“ Aber es gab unter den angebotenen Maßnahmen keine im Bereich Tierpflege: „Was blieb mir übrig?“

Mit Ausnahme des Vaters, den Linda nicht kennt, scheinen ihre Familie, ihr soziales Umfeld und ihre Partnerschaft soweit intakt zu sein. Berufstätigkeit hat einen festen Stellenwert in ihrem Leben und in ihrem Umfeld. Sie hat ein Berufsziel und hat sich selbst trotz mehrfacher gescheiterter Anläufe nicht aufgegeben. Sie hat, als Probleme auftauchten, von ihrem Umfeld Hilfen erhalten. Aber waren diese auch die richtigen Hilfen; wurden die Unterstützungsleistungen sorgfältig auf Lindas Situation abgestimmt?

Warum sie trotz ihrer an sich günstigen Startbedingungen und erfolgter Hilfen ihren Berufsweg noch nicht gefunden hat, ist aus dem Interview letztlich nicht nachvollziehbar. Jedoch sind bei den angebotenen Hilfen Zweifel hinsichtlich der Passgenauigkeit angebracht. Zwar reagierten Schule, Lehrkräfte und Familie auf ihre Schulverweigerung, aber nicht mit spezifischen, auf Schulverweigerung ausgerichteten, außerschulischen Angeboten. Ähnlich könnte es sich mit den vielen hintereinander geschalteten BvB-Maßnahmen verhalten: hier wurden ihre Lebenssituation mit kleinem Kind und ihr persönlicher Berufswunsch offenbar nicht hinreichend einbezogen. Berufliche Teilzeitangebote für junge Eltern, Tageselternbetreuung, ihre rechtliche Möglichkeit, „kinderkrank“ zu nehmen werden von Linda nicht erwähnt. Und ihr Berufswunsch in der Tierpflege war offenbar in sechs Fördermaßnahmen zuvor nicht thematisiert worden. Der Situation von Linda individuell angepasst wurden die Hilfen jedenfalls nicht.



- Linda hat offenbar eine intakte Familie und ein intaktes soziales Umfeld.
- Mittlerweile hat sie ein Berufsziel gefunden.
- Hilfen wurden und werden gewährt.



- Linda erhielt keine spezifischen Angebote für Schulverweigererinnen.
- Sie hat keinen Schulabschluss.
- Die Passgenauigkeit bisher erfolgter Hilfen ist fraglich: Wurde ihre Situation als Mutter eines Kleinkinds angemessen berücksichtigt? Wurde ihr Berufswunsch überhaupt zur Kenntnis genommen?

2.D.2 Stolpersteine auf Mertens Berufsweg



Merten, 22 Jahre alt

- Abschluss der Regionalen Schule mit Mittlerer Reife in 2007
- erst BvB, dann betriebliche Ausbildung zum Elektroniker für Energie- und Gebäudetechnik, Ausbildungsabbruch, verschiedene AGHs, jetzt AGH in Fahrradwerkstatt
- geboren und aufgewachsen in Neubrandenburg, nach Zeitarbeit in Baden-Württemberg wieder in Neubrandenburg
- Berufsziel: Arbeit oder Ausbildung in einer Fahrradwerkstatt

Die Bildungsbiographie von Merten wirft eine Reihe von Fragen zur Funktion des Übergangssystems auf. Übergangssystem meint dabei alle Angebote, auf die Jugendliche zugreifen können oder die ihnen von Beratungs- und Bildungsinstitutionen angetragen und vermittelt werden können, wenn ihnen der Übergang von der Schule in Ausbildung oder Arbeit nicht oder nicht gleich gelingt. Meist handelt es sich dabei um Angebote der Berufsvorbereitung, der Berufsausbildung in außerbetrieblichen Einrichtungen oder deren Begleitung bis zum erfolgreichen Ausbildungsabschluss.

„Ohne meine Schulleiterin hätte ich den Realschulabschluss nicht geschafft!“

Nach der Grundschule wechselte Merten an eine Regionale Schule in Neubrandenburg. Das Lernen und die Institution Schule haben ihn aber nie „begeistert“. Zwar wurde er trotz einzelner Schwänzereien nicht zu einem wirklichen Schulverweigerer, aber das Rumhängen mit Freunden und die heimische Spielkonsole waren ungleich wichtiger als schulischer Erfolg. „Ich war einfach faul!“ sagt er heute.

In der neunten Klasse waren seine Leistungen so schlecht, dass der Realschulabschluss unerreichbar erschien. Seine damalige Schulleiterin erkannte die Situation und bot ihm umfassende Hilfe an. Und das drohende Scheitern am Realschulabschluss und das ehrliche Engagement einer Schulleiterin führten dazu, dass Merten diese Hilfe auch annahm: „Ich konnte jederzeit in die Schule, sie hat mir immer einen Raum aufgeschlossen, wo ich lernen konnte und sie hat mich mit Büchern zum Lernen versorgt. Ohne diese Unterstützung hätte ich den Realschulabschluss 2007 nicht erreicht!“ Mit diesem Abschluss in der Tasche hätte Merten formal auch mit seinen weniger guten Leistungen eine reale Chance auf eine betriebliche Berufsausbildung gehabt.

Mit Realschulabschluss in eine BvB – macht das Sinn?

Aus heutiger Sicht unerklärbar und im Rahmen dieser Fallstudie auch nicht rekonstruierbar, mündet Merten aber nicht in eine betriebliche Berufsausbildung ein, auch nicht in einer geförderten außerbetrieblichen Berufsausbildung, sondern in eine Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme (BvB) der Agentur für Arbeit. Diese sind primär für diejenigen Jugendlichen gedacht, die die formalen Voraussetzungen, wie beispielsweise die Berufs- oder Ausbildungsreife noch nicht besitzen. Wäre in diesem Fall nicht eher eine Einstiegsqualifizierung





oder eine Berufseinstiegsbegleitung zu empfehlen gewesen? Von diesen Möglichkeiten hatte Merten noch nie gehört; niemand hatte sie ihm jemals erläutert.

Zum Glück kann er von der BvB und mit Unterstützung der Handwerkskammer Neubrandenburg in eine betriebliche Berufsausbildung zum „Elektroniker für Energie- und Gebäudetechnik“ wechseln. Allerdings stellt die Ausbildung, vor allem der berufstheoretische Teil, eine große Herausforderung für Merten dar. Im Laufe der Zeit kommt es zu erheblichen Lernrückständen, die bei Merten einen großen Druck erzeugen. Dazu kommen Probleme im Betrieb. Auch nach einem Wechsel des Ausbildungsbetriebs fühlt er sich in dem kleinen Handwerksunternehmen ausgebeutet und als billige Hilfskraft unsachgemäß eingesetzt. „Da musste ich immer nur fegen und sauber machen!“

Nach zweieinhalb Ausbildungsjahren zeichnete sich ein Scheitern in der berufstheoretischen Ausbildung ab. Die Berufsschule empfahl ihm, sich eine Unterstützung oder Lernhilfe zu suchen, ohne ihn bei der Suche zu unterstützen oder ihm Hinweise zu geben, wo er Informationen über mögliche Unterstützungsangebote erhalten könnte. Dieser Aufgabe sah sich Merten nicht gewachsen: „Ich wusste gar nicht, wie ich das machen soll. Das war mir alles zu viel!“ Das Ende der Ausbildungszeit schon in Sicht, schmeißt er nach gut zweieinhalb Jahren die Berufsausbildung hin. In der Folge nimmt er Ein-Euro-Jobs an, arbeitet über eine Zeitarbeitsfirma als Lagerist in Baden-Württemberg und später bei einem Wachunternehmen in Neubrandenburg.

Zu diesen eher prekären Beschäftigungssituationen kommen private Probleme: Nach Schulden von mehreren Tausend Euro aus einem Handy-Vertrag muss er Privatinsolvenz anmelden. Wegen schwerer Körperverletzung sitzt er mehrere Monate in Untersuchungshaft und wird unter Anrechnung der U-Haft zu 18 Monaten auf Bewährung verurteilt. Die Beziehung zu einer Freundin und ihrem einjährigen Kind zerbricht, was ihm lange nachgeht. Und nach einem Sportunfall muss der leidenschaftliche Fußballspieler operiert werden und ist für mehrere Monate zum „Rumhängen verurteilt!“ Die Arbeitsgelegenheit, die er zwischenzeitlich angenommen hat, muss er von Oktober 2012 bis März 2013 unterbrechen. Als Arbeitsgelegenheit (AGH) arbeitet er im Bereich der Fahrradwerkstatt. „Das gefällt mir. Ich habe schon früher Praktika in einer Fahrradwerkstatt gemacht.“ Außerdem hat er durch den Zuverdienst die Möglichkeit, seine Schulden aus dem Handy-Vertrag

und den Gerichtskosten abzubauen. „Da bleiben im Monat noch 200 Euro zum Leben. Das geht schon!“

Nach der AGH im September 2013 würde Merten gerne eine Stelle in einer Fahrradwerkstatt oder als Lagerist antreten. Sogar eine Ausbildung in diesen Bereichen schließt er nicht aus. Bemerkenswert erscheint, dass er die Zeit der AGH schon dazu nutzt, eine entsprechende Stelle, gegebenenfalls auch erstmal nur für ein Praktikum, zu suchen. Dabei nutzt er die Unterstützung eines anderen großen Trägers in Neubrandenburg, der auch seine Freundin betreut.

Wenn Merten seine bisherige Entwicklung resümiert, dann wertet er vor allem die Angebote seiner Schule als nützlich. Dabei denkt er nicht nur an die Hilfe der Schulleiterin, die ihm letztlich den Realschulabschluss ermöglicht hat; auch die Angebote des AWT-Unterrichts sieht er heute positiver und wirkungsvoller als damals zu seiner Schulzeit. Einen nennenswerten Beitrag zur Berufsorientierung schreibt er auch dem Projekt „Praxispilot“ zu. Noch heute hat er den „Pilotpass“, der Auskunft über seine beruflichen Interessen und die absolvierten Praktika gibt, in seinen Unterlagen.

Die Institutionen des Übergangssystems allerdings haben bei Merten an wichtigen Stellen versagt. Aus heutiger Sicht hätte wenigstens der Versuch unternommen werden müssen, die Ausbildung beispielsweise über ausbildungsbegleitende Hilfen (abH) zum Abschluss zu bringen. Entsprechende Angebote bietet auch die Agentur für Arbeit in Neubrandenburg. Offensichtlich aber ist die Agentur für Arbeit über diesen Bedarf durch die Berufsschule oder den Ausbildungsbetrieb gar nicht informiert worden. Fraglich ist auch der Einstieg von Merten nach dem Realschulabschluss in eine BvB. Andere, weniger stigmatisierende Angebote hätten unter Umständen die berufliche Qualifizierung von Merten anders verlaufen lassen. „Passgenaue Vermittlung“ sieht anders aus!

Zukünftig wird vom Übergangssystem erwartet werden, dass es durch die verstärkte Nutzung aller demographischen Ressourcen einen noch größeren Beitrag zur Absicherung des Fachkräftebedarfes leistet. Der Prüfstein für ein funktionierendes, bedarfsgerechtes Übergangssystem werden daher Jugendliche mit weniger guten Voraussetzungen sein, die Ausbildungsbiographien haben wie Merten, Sabrina, Lennart oder Linda. An dem Gelingen ihrer beruflichen Integration wird sich das Übergangssystem messen lassen müssen.



- Merten hat die Schule mit Mittlerer Reife abgeschlossen.
- Unterstützt wurde er bisher vor allem von seiner damaligen Schulleiterin.
- Die aktuelle AGH in einer Fahrradwerkstatt scheint Perspektiven für ihn zu eröffnen.



- An wichtigen Punkten in seinem Leben hat das Übergangssystem versagt.
- Warum landet er trotz mittlerem Bildungsabschluss in einer BvB?
- Warum erhält er bei Problemen in einer folgenden betrieblichen Ausbildung keine abH?
- Was folgt: Ausbildungsabbruch, mehrere AGHs, private Probleme, einige Monate Untersuchungshaft wegen Körperverletzung, Sportunfall, Privatinsolvenz.



3. Gewonnene Erkenntnisse für das Übergangssystem in Neubrandenburg

Die acht Fallstudien in diesem Bericht ergänzen vertiefend die vorangehenden Bestandsaufnahmen und Befragungen im Rahmen von RÜM Neubrandenburg und liefern exemplarisch Hinweise und qualitative Erkenntnisse dazu, wie Angebote des Übergangssystems Jugendliche wirksam unterstützen oder auch nicht. Die Ergebnisse werden hier abschließend zusammengefasst zur Diskussion gegeben.

- **Rolle des Elternhauses**

Auch die Fallstudien bestätigen wieder den großen Einfluss des Elternhauses. Dabei geht es weniger um die tatsächlich ausgeübten Berufe der Eltern – nur Patrick folgt unmittelbar in den Fußstapfen seines Vaters – als vielmehr allgemein um die Haltung zu Arbeit und Berufstätigkeit in der Herkunftsfamilie und vor allem um die grundsätzliche Wertschätzung und Unterstützung, die die Jugendlichen im Berufsorientierungsprozess im Elternhaus erleben. Dazu gehört offenbar auch ein gewisser Nachdruck, wie zum Beispiel bei Ingo, der ab einem bestimmten Zeitpunkt zur Berufsberatung geschickt wird. „Ein Beruf muss sein, ohne geht es gar nicht“: das ist die Haltung, die dahinter steht und vermittelt wird. Das Übergangssystem kann nicht das Elternhaus der Jugendlichen beeinflussen. Aber die gewonnene Erkenntnis ist, dass Eltern gezielter angesprochen und über Angebote des Übergangssystems informiert werden sollten, damit sie als zentrale Akteure im Prozess zumindest einen grundlegenden Überblick und selbst eine Orientierung haben, welche Schritte wann nötig sind und welche Unterstützungsleistungen und/oder Begleitung sie ihren Kindern bieten sollten. Umgekehrt sollten – bereits in der Schule – jene Kinder und Jugendliche identifiziert werden, bei denen es augenfällig ist, dass das Elternhaus solche Hilfen nicht leisten kann. Ihnen sollte das Übergangssystem frühzeitig gezielte, kompensatorische Unterstützung geben.

- **Es gibt keine überflüssigen Hilfen, aber eine „Gebrauchsanleitung“ zur Orientierung ist notwendig**

Patrick formuliert es am klarsten, dass er sich angesichts des „Überangebots“ desorientiert fühlte, aber auch anderen fehlt deutlich der Überblick über ihre Möglichkeiten. Hieraus kann jedoch nicht abgeleitet werden, dass bestimmte Angebote unnötig oder überflüssig sind, selbst dann nicht, wenn festgestellt wird, dass manche Jugendliche die Hilfen entweder nicht in Anspruch nehmen wollen, wie Amelie, sie wie Ingo nur sehr punktuell abfragen, oder wie Kira sehr zielstrebig ihren Weg finden. Auch Ingo und Kira sind darauf angewiesen, zum richtigen Zeitpunkt professionelle Hilfen von einem bestehenden und funktionierenden Übergangssystem zu erhalten. Allerdings zeigen die Fallstudien sehr wohl, dass Jugendliche am besten von den Angeboten profitieren können, wenn sie eine „Gebrauchsanleitung“ dafür erhalten. In der Befragung (RÜM-Report 2012) wurde festgestellt, dass viele Angebote des Übergangssystems und auch der Wirtschaft, wie zum Beispiel Jobmessen und Betriebsbesuche, von Schülerinnen und Schülern mit niedrigeren Bildungsabschlüssen als hilfreicher erachtet werden. Eine Vermutung für die Gründe hierfür war, dass es unterschiedliche Handlungsstrategien bei der Einschätzung der vorhandenen Angebotsstruktur von Schülerinnen und Schülern sowie von Eltern gibt. Die Fallstudien legen nun auch nah, dass die Schulklassen der niedrigeren Bildungsabschlüsse im Rahmen ihrer Berufsfrühorientierung genau diese „Gebrauchsanleitung“ und Orientierung im Übergangssystem erhalten. So berichten mehrere der Jugendlichen (Patrick, Amelie, Ingo, Sabrina, Kira) von enttäuschenden Beratungsgesprächen im BIZ oder unübersichtlichen Jobmessen. Diesen Eindruck

revidierten sie aber, als sie später nochmals Termine wahrnahmen, auf die sie vorbereitet waren und die sie mit einem gezielten Anliegen aufsuchten. Die gewonnene Erkenntnis hieraus lautet, dass die Jugendlichen nicht einfach ins BIZ oder auf eine Jobmesse oder ähnliches geschickt werden sollten, um sich „mal unverbindlich umzusehen“. Auch Eltern sollten dies berücksichtigen. Es kann sogar kontraproduktiv sein, wenn die Jugendlichen solche Hilfen als nicht wirksam erleben und in späteren Phasen der Berufsorientierung ablehnen. In diesem Kontext sollte das BIZ die Schulbesuche überdenken, die alle Jugendlichen als wenig ansprechend und nicht zielgruppengerecht erleben. So, wie die Schulbesuche momentan durchgeführt werden, dienen sie eher dazu, die Reputation des BIZ als potenziell hilfreiche, unterstützende und informative Institution zu beeinträchtigen. Während es sinnvoll und zeitsparend ist, sich allen Schülern und Schülerinnen gesammelt als Institution vorzustellen, sollten solche Besuche eher in einen Rahmen eingebettet sein, in dem die Jugendlichen einen Nutzen für sich erkennen können.

Amelie, die das Übergangssystem gar nicht in Anspruch nehmen will, bezieht sich darauf, dass ihr der persönliche Bezug zu der beratenden Person wichtig ist. In diesem Zusammenhang scheint es bezeichnend, dass Internetangebote von keiner der interviewten Personen als hilfreiche Unterstützung benannt werden. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass niemand von ihnen das Internet wenigstens zur Information über Berufe oder offene Stellen nutzt. Aber offenbar ist eine persönliche Vermittlung durch einen anwesenden Menschen notwendig, damit Leistungen erkannt und als hilfreich wahrgenommen werden. Möglicherweise haben die Jugendlichen bei der Nutzung des Internets den Eindruck, sie orientieren sich selbst.

- **Kontinuierliche, frühzeitig ansetzende, vernetzte Hilfen sind besonders wirksam**

Für Ingo reicht eine punktuelle Beratung der AfA, um sich zu orientieren. Allerdings wird Ingo von seinen Eltern unterstützt. Wenn diese Unterstützung fehlt, zeigt sich besonders, wie wichtig eine kontinuierliche Begleitung ist. Das erfreuliche Engagement von Mertens Lehrerin und Schulleiterin verhilft ihm zu einem mittleren Bildungsabschluss. Als diese Hilfe aber mit dem Schulabschluss wegfällt, ist niemand mehr zuständig, dem jungen Menschen bei auftauchenden Problemen zu helfen. Merten wird weder in seinem Ausbildungsbetrieb noch von der Berufsschule darauf aufmerksam gemacht, dass er ausbildungsbegleitende Hilfen beantragen könnte, als im Verlauf seiner Ausbildung schulische Probleme auftauchen. Tatsächlich bricht er sogar die Ausbildung ab. Dieses Beispiel belegt sehr eindringlich, wie wichtig es ist, dass geleistete Hilfen aufeinander abgestimmt und Hand in Hand gehen. Kiras Fall zeigt positiv, wie frühzeitig ansetzende, vernetzte Hilfen besonders wirksam werden. Hier arbeiten Schule, Bildungsträger und Wirtschaft eng zusammen, und jede Institution bietet die richtige Hilfe zur rechten Zeit. Entsprechend abgestimmte Unterstützungsleistungen wären beispielsweise für Lennart und Linda sehr wünschenswert. Sie benötigen absehbar noch Hilfen, die über das rein berufsbezogene Übergangssystem hinaus gehen. Psychologische Beratung, Kinderbetreuung und sonstige Hilfen müssten hierbei koordiniert werden.

Die gewonnene Erkenntnis ist, dass die Akteurinnen und Akteure im Übergangssystem institutionsübergreifend zusammenarbeiten müssen, dass sie, insbesondere wo das Elternhaus wenig Unterstützung leistet, auch frühzeitig kompensatorisch wirksam werden müssen, und dass gerade bei diesen Jugendlichen die Hilfen nicht mit dem Bewältigen der jeweiligen Schwelle (zum Beispiel Schulabschluss) enden dürfen.



- **An der Passgenauigkeit arbeiten**

Auch mit Blick auf die Passgenauigkeit von Hilfen zeigt sich die Bedeutung einer kontinuierlichen und vernetzten Begleitung. Denn gerade bei den Jugendlichen, die von zu Hause wenig Unterstützung erhalten, sind Zweifel angebracht, ob die Leistungen wirklich passgenau sind. Vielmehr wirkt es so, als würden Angebote gemacht, die aus welchem Grund auch immer gerade verfügbar oder der Person, die Beratung, Begleitung oder Unterstützung gibt, bekannt sind. Beispielsweise hat Sabrina Dyskalkulie, nimmt aber an einem Schulverweigerungsangebot teil. Linda wiederum verweigert den Schulunterricht, erfährt aber offenbar nie von diesem Angebot für Schulverweiger/innen. Obwohl also spezifische Hilfen vor Ort existieren, werden sie im konkreten Fall nicht angeboten. Es ist zu vermuten, dass spezifische Kooperationen zwischen den jeweiligen Schulen und Bildungsträgern oder die völlige Abwesenheit solcher Kooperationen der Grund für solche Ungereimtheiten sind. Geleistete Hilfen können und sollten jedoch nicht abhängig sein von dem Zufall, wer gerade mit wem zusammenarbeitet und wer daher über welche Informationen verfügt. Neubrandenburg ist übersichtlich genug, um alle Akteure und Akteurinnen im Übergangssystem auf einem gemeinsamen Informationsstand über existierende Hilfen halten zu können. Dass die Akteure und Akteurinnen es auch als ihre Aufgabe betrachten, von sich aus den Überblick zu behalten, sollte zum professionellen Selbstverständnis gehören.

- **Alle Jugendlichen ansprechen – auch die Wirtschaft ist gefragt!**

Schon in der Befragung der Schülerinnen und Schüler (siehe RÜM-Report 2012) war festgestellt worden, dass die Jugendlichen mit mittleren Bildungsabschlüssen die höchste Tendenz zeigen, in der Region bleiben zu wollen. Damit sind sie eine wichtige Zielgruppe der Wirtschaft. Um auch zukünftig den Fachkräftebedarf decken zu können, ist es aber wichtig, alle Jugendlichen anzusprechen. Insbesondere Kinder und Jugendliche, die Probleme beim Übergang in den Beruf haben werden, weil sie ohne Abschluss die Schule verlassen oder mit einem niedrigen Schulabschluss bleiben, die vom Elternhaus keine Unterstützung erhalten, die noch weitere Probleme oder Bedürfnislagen haben, sollten wie oben beschrieben möglichst frühzeitig vom Übergangssystem Begleitung und Unterstützung erhalten.

Bei den Fallstudien fällt auf, dass Jugendliche der höheren Bildungswege sich wenig von den Angeboten angesprochen fühlen, wobei auch bei ihnen professionelle Inputs von außen angemessen sein können. Ingos Beispiel belegt dies. Doch auch Amelie, die recht orientierungslos „irgendwas mit Sprachen und Kulturen“ machen will, äußert, dass sie sich grundsätzlich vorstellen könnte, in der Region zu leben, aber wenig berufliche Verwirklichungspotenziale sieht. Bei solchen Jugendlichen könnte es durchaus im Interesse der Wirtschaft sein, im Sinne eines zeitgemäßen Arbeitgebermarketings das hiesige Berufespektrum deutlicher herauszustellen und hierfür Formate zu finden, von denen sich auch die Schülerinnen und Schüler der höheren Bildungswege angesprochen fühlen.

Abkürzungsverzeichnis

ABG	Ausbildungsgemeinschaft Industrie, Handel und Handwerk e. V. Neubrandenburg
abH	ausbildungsbegleitende Hilfen
ADHS	Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung
AfA	Agentur für Arbeit
AGH	Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung
AWO	Arbeiterwohlfahrt
AWT	Arbeit-Wirtschaft-Technik
BAföG	Bundesausbildungsförderungsgesetz
BBW	Berufsbildungswerk
BFD	Bundesfreiwilligendienst
BIZ	Berufsinformationszentrum der Agentur für Arbeit
BvB	Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme
BZNO	Berufsbildungszentrums Nordost (Berufseinstiegsbegleiter/innen)
bzw.	beziehungsweise
DGB	Deutscher Gewerkschaftsbund
ebd.	ebenda
e. V.	eingetragener Verein
etc.	et cetera
IHK	Industrie- und Handelskammer
NB	Neubrandenburg
o. Ä.	oder Ähnliches
PC	Personal Computer
RS	Regionale Schule
RÜM	Regionales Übergangsmanagement
SGB	Sozialgesetzbuch
U-Haft	Untersuchungshaft
u. a.	unter anderem
vgl.	vergleiche
z. B.	zum Beispiel





NEUBRANDENBURG

Stadt der vier Tore am Tollensesee

